

StuDeO

Studienwerk Deutsches Leben
in Ostasien e.V.



StuDeO – INFO



Juni 2014

Studienwerk Deutsches Leben in Ostasien e.V. (StuDeO)

Vereinsitz: München, VR 203729

侨居东亚生活资料集

Homepage: www.studeo-ostasiendeutsche.de

Gegründet wurde StuDeO als gemeinnütziger Verein 1992 von Ostasiendeutschen mit dem Ziel, die Verbindung mit Ostasien wachzuhalten, zurückblickend auf die eigenen Erinnerungen und offen für den ständigen Wandel. StuDeO hat sich die Aufgabe gestellt, die Kontakte zwischen den deutschsprachigen und asiatischen Kulturkreisen aufrechtzuerhalten, neue zu knüpfen und Zeitzeugnisse zu sammeln, um sie für die Nachwelt zu bewahren und der Forschung zur Verfügung zu stellen.

Bitte unterstützen Sie unsere Arbeit und werden Sie Mitglied im StuDeO.

Jährliche Mitgliedsbeiträge, jeweils fällig im ersten Quartal des laufenden Jahres bzw. bei Beitritt innerhalb von drei Monaten

Mitgliedsbeitrag Einzelpersonen € 20; Ehepaare € 27; juristische Personen € 75

Vereinskonto Studienwerk Deutsches Leben in Ostasien (StuDeO)

Postbank Hannover

IBAN DE63 2501 0030 0007 6023 08

BIC PBNKDEFF

Es sei darauf hingewiesen, daß am 1. Februar 2014 für Überweisungen und Lastschriften auch in Deutschland das **europaweit einheitliche SEPA-Verfahren** eingeführt wird. Dabei werden die Kontonummer durch die IBAN und die Bankleitzahl durch den BIC abgelöst.

Unsere **außereuropäischen** Mitglieder werden gebeten, ihre Beiträge ab dem 1. Januar 2014 in Euro auf das Vereinskonto zu überweisen:

Konto-Nr. 7602 308, Postbank Hannover, BLZ 250 100 30

Auf Überweisungen und Schecks, Inland und Ausland, bitte „Mitgliedsbeitrag“ oder „Spende“ vermerken und Absender angeben. Beiträge und Spenden sind steuerlich abzugsfähig, bis € 200 gilt der Bankbeleg als Nachweis. Für höhere Beträge stellt die Schatzmeisterin Spendenbescheinigungen aus.

Bitte richten Sie Ihre **Beitrittserklärung** schriftlich an Dr. Siems Siemssen.

StuDeO unterhält das von seinem Gründer hinterlassene **Wolfgang Müller-Haus** in Kreuth/Oberbayern. Es dient als Begegnungsstätte für Ostasienfreunde und birgt auch das Archiv. Wünsche, es zu besuchen, um dort zu recherchieren oder es als Ferienhaus zu mieten, richten Sie bitte an Dr. Ursula Fassnacht.

Impressum

HERAUSGEBER

REDAKTION

StuDeO-INFO
ISSN 1866-6434

Studienwerk
Deutsches Leben
in Ostasien e.V.
(StuDeO)

Ernst-Dietrich Eckhardt

Die StuDeO-INFOs erscheinen zweimal pro Jahr.
Redaktionsschluß jeweils 1. April / 1. Oktober

Bitte richten Sie Ihre Manuskripte an die Archiv-Sammelstelle in Eichenau z.Hd. von Renate Jährling. Durchsicht und eventuelle Kürzungen vorbehalten.

Titelbild – Eine Komposition chinesischer Schriftzeichen von Jupp Hartmann. – Siehe dazu S. 45.

Vorstand

VORSITZENDER

Dr. Alexander Röhreke
Mauerkircherstraße 10

STELLV. VORSITZENDE

Hilke Veth

SCHATZMEISTERIN

Elke Meller

REDAKTION

Ernst-Dietrich Eckhardt

ARCHIV,

SAMMELSTELLE

Renate Jährling

KONTAKTE JAPAN

Freya Eckhardt

WOLFGANG MÜLLER-

HAUS: VERWALTUNG

Dr. Ursula Fassnacht

SONDERAUFGABEN

Henning Blombach

SONDERAUFGABEN

Dr. Siems Siemssen

Vor einhundert Jahren: Trauer um Tsingtau Briefe vom Herbst 1914 aus der Zuflucht in Peking 1. Teil

Käthe Saxer

Quelle: Liebe Geschwister! Briefe aus Peking von Käthe Saxer vom 4. September bis 19. Dezember 1914. Handschriftlich 22 Seiten (StuDeO-Archiv *1668). Abschrift: Sigrid Crome, leicht gekürzt und kommentiert von Renate Jährling.

Vorbemerkung: Käthe Saxer geb. Ruperti (1870-1943) lebte mit ihrem Mann, Kapitän zur See Ludwig Saxer (1869-1957), und ihren Kindern Justus (1902-1948) und Ruperta, genannt Ruta, (1907-1999) in Tsingtau, als im Sommer 1914 der Krieg in Europa ausbrach. Tsingtau/Qingdao, gelegen in der Bucht von Kiautschou in der chinesischen Provinz Schantung/Shandong – am 14. November 1897 von deutschen Truppen besetzt, gehörte seit der Vertragsunterzeichnung am 6. März 1898 zum deutschen Pachtgebiet Kiautschou –, war seitdem eine moderne Stadt geworden, in der 1913 rund 2.000 Deutsche, weitere Europäer und Amerikaner sowie rund 300 Japaner mit über 50.000 Chinesen friedlich zusammenlebten. Hinzu kam noch die deutsche Garnison mit 2.400 Soldaten.¹ „Tsingtau war wie Deutschland“, schreibt Käthe Saxer.

Die Kriegserklärung Österreich-Ungarns an Serbien vom 28. Juli 1914 wegen der Ermordung ihres Thronfolgers und seiner Frau, als „Attentat von Sarajewo“ in die Geschichte eingegangen, alarmierte die Welt. Am selben Tag noch wurde Saxer als Chef des Stabes des Gouvernements Kiautschou von einer Dienstreise ins Landesinnere nach Tsingtau zurückbeordert.² In Europa löste das Attentat eine Kettenreaktion aus: Am 30. Juli erfolgte schon die Mobilmachung der russischen Streitkräfte, worauf das Deutsche Reich seiner Bündnispflicht gemäß am 1. August Rußland und zwei Tage später auch Frankreich den Krieg erklärte, als dieses

ebenfalls mobil machte. Als deutsche Armeen in Belgien einmarschierten, war für Großbritannien der Bündnisfall eingetreten, was zur Kriegserklärung gegenüber dem Deutschen Reich am 4. August führte.

Mit dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges in Europa standen sich in Ostasien einige noch im Boxeraufstand von 1900 verbündete Nationen gegenüber. Japan erkannte die Chance, mit der Einnahme von Tsingtau seine bis dahin sehr erfolgreichen Expansionen auf dem ostasiatischen Festland fortzusetzen (Landgewinne im Krieg gegen China 1894/1895 und gegen Rußland 1904/1905; Korea als Kolonie annektiert).

Bereits am 15. August forderte Japan, das seit 1902 mit Großbritannien verbündet war, das Deutsche Reich in einem Ultimatum auf, die Bucht von Kiautschou zu räumen und sein Geschwader aus den ostasiatischen Gewässern abzuziehen. „Ab dem 23. August [nach Ablauf des Ultimatus] gingen japanische



Kapitän zur See Ludwig Saxer, um 1915

Landungstruppen – über 60.000 Soldaten waren im Einsatz – an der Nordküste Schantungs und unter Verletzung der chinesischen Neutralität zum Kampf über, wobei sie von britischen Soldaten unterstützt wurden.“³

Aus allen Richtungen – aus anderen Gebieten Chinas, aus Japan, Südostasien und Niederländisch-Indien – eilten Deutsche, aber auch Österreicher herbei, um ihr schönes Tsingtau zu verteidigen. Am 7. November schließlich mußten die Verbündeten gegenüber der zehnfachen Übermacht der Belagerer kapitulieren. Noch am selben Tag wurde die Kapitulationsurkunde unterzeichnet. Karl Vogt, der als Dolmetscher zugegen war, schildert die Situation so: „Gegen Mitternacht wurden die [bereits

¹ Lt. Angaben von Wilhelm Matzat in: Tsingtau. Ein Kapitel deutscher Kolonialgeschichte in China 1897-1914 (1998), S. 106.

² Die Amtsräume der Militärverwaltung befanden sich im Gouvernementdienstgebäude, östlicher Flügel. – Quelle: Adress-Buch des Deutschen Kiautschou-Gebiets, Juli 1914.

³ Quellen: Wie Fußnote 1, Hans-Martin Hinz, S. 42: Die erste Landung japanischer Truppen erfolgte am 2. September. – Kurt Aßmann: Die Kämpfe der Kaiserlichen Marine in den Deutschen Kolonien. Erster Teil: Tsingtau. Berlin 1935, S. 54.

japanisch ausgeschrieben] nur wenig revidierten Kapitulationsdokumente von beiden Seiten gezeichnet und gesiegelt, und ich erhielt von Kpt. Saxer den Auftrag, noch in der Nacht eine genaue Übersetzung anzufertigen.“⁴ Etwa 5.000 deutsche und österreichische Männer kamen in japanische Kriegsgefangenschaft, die über fünf Jahre dauern sollte. Ludwig Saxer verbrachte sie in den Lagern Fukuoka und Narashino.⁵ Der in den Briefen erwähnte Hans, mit Nachnamen Hashagen, ein Neffe von Käthe Saxer, kam ins Lager Kumamoto.⁶

Berlin und das Gouvernement von Kiautschou drängten auf die Evakuierung der Frauen und Kinder noch vor Ablauf des Ultimatums. Käthe Saxer fuhr mit Justus und Ruta am 22. August mit der Schantung-Eisenbahn über Tsinanfu/Jinan nach Peking, wo sie über ein halbes Jahr verbringen sollten, während andere nach Tientsin und Shanghai evakuiert wurden.⁷

Ab Mai 1915 begann das Reichs-Marine-Amt, den Transport der Flüchtlinge nach Deutschland über Amerika zu organisieren. Die Heimreise war für alle Angehörigen des Militärs und der Kiautschou-Verwaltung kostenlos, für andere im Falle nachgewiesener Bedürftigkeit.⁸

Peking, 4. September 1914

Liebe Geschwister!

Kurze Nachricht habe ich Euch allen gegeben – aber ob sie je in Eure Hände gelangt ist? Ich glaube es nicht, denn von Euch allen habe ich seit Juni nichts mehr gehört.

Am 28sten [Juli 1914] wurde Ludwig telegraphisch von einer Dienstreise ins Innere zurückgerufen, alle Möglichkeiten mußten sofort ins Auge gefaßt werden. Daß es uns auch treffen könnte hier draußen, das lag damals doch noch in weiter Ferne. Und dann kam es immer näher, und die Zeit wurde

⁴ Karl Vogt: Lebenschronik eines Japandeutschen, 1897 bis 1941, S. 96f. (StuDeO-Archiv Nr. 1277).

⁵ Als dienstältester Offizier fungierte er jeweils als „Lagerältester“. Siehe seine Unterschrift in der Urkunde „Unseren Landsleuten in Ostasien“, wiedergegeben im StuDeO-INFO Dezember 2012, S. 9. Saxer wird auch im entsprechenden Tagebuchbericht erwähnt (ebd., S. 8).

⁶ Hans Hashagen (1887-1948) war ein Sohn von Caroline Hashagen geb. Rupert, einer Schwester von Käthe Saxer. Lt. Hans-Joachim Schmidt, Betreiber des historisch-biographischen Projekts www.tsingtau.info, wurde Oberleutnant zur See Hashagen bereits zwei Wochen später mit 140 Kameraden in das seit 3. Dezember 1914 aufnahmebereite Lager Oita verlegt; bei dessen Auflösung (August 1918) kam er nach Narashino.

⁷ Siehe Bericht von Else Harrs über die gefährliche Evakuierung von 275 Frauen und Kindern mit der „Paklat“ in StuDeO-INFO Dezember 2004, S. 18f.

⁸ Ebd., S. 19-21.

unruhiger, ich sah meinen Mann immer weniger, er kam schließlich nur mittags eine halbe Stunde zum Essen nach Hause.⁹ Er mußte arbeiten bis zur Erschöpfung. Es mußte ein Schlafzimmer für ihn allein eingerichtet werden, weil es die Nächte durchging. Depeschen, Telefon, Ordonnanzen! Wie oft hörte man die Stimmen in der stillen Nacht! Es war so aufregend, man schlief kaum mehr. Dieses schreckliche Warten Tag und Nacht! Abgeschnitten von aller Welt! Keine Verbindung mehr mit zu Hause, keine Nachricht von unseren Schiffen hier draußen. Nur die Lügen, die Reuter in die Welt setzt,¹⁰ bekommen wir zu lesen, die zu allem anderem noch unseren Zorn erregten, so gemein waren sie oft ausgedacht. Alle diese Gerüchte, die inzwischen wie Gespenster herumschwirrten! Extrablätter wurden angeschlagen. Die erste Siegesnachricht von unseren Schiffen, mit welcher Begeisterung hörten wir sie. Nachher hieß es, es wäre manches widerrufen, seitdem haben wir nie wieder etwas von unserer Flotte vernommen. Was machen denn die stolzen englischen Geschwader eigentlich?

Das freche japanische Ultimatum erregte natürlich maßlose Aufregung in Tsingtau. Man muß sich nur mal klarmachen, was das heißt hier draußen. Vier verbündete Mächte¹¹ wollen über unser kleines Tsingtau herfallen, einfach räuberisch nehmen, was wir fünfzehn Jahre mit unendlicher Mühe geschaffen haben. Dieses Gefühl am Anfang, gegen solche Übermacht mit allem Mut und aller Kraft doch am Ende nichts machen zu können. Unsere kleine Schar gegen die Tausende, die heranrücken von Land und von See. Unser Kaiser telegraphierte „Verteidigt Tsingtau bis zum äußersten“. Das hieß auf Leben und Tod!

Die Tage, die folgten, könnt Ihr Euch nicht vorstellen. Da galt es, sich fest zu zeigen, denn viele Frauen klappten ganz zusammen mit ihren Nerven. Die Chinesen liefen weg ins Innere, sie sind so bange wie die Kinder. „Ich viel bange, wenn bum bum kommt“, und weg sind sie. Bald hatten viele Häuser überhaupt keine Bedienung mehr. Ich hatte das Glück, daß die Hauskulis blieben und ich einen guten Ersatzkoch bekam, die Burschen [von Ludwig] waren auch da. Nur für den Garten hatte niemand Zeit, da grünte und blühte und wucherte alles. Nie waren die Blumen und Büsche so herrlich bunt in einer wunderbaren Blütenpracht, die Obstbäume viel voller als im vorigen Jahr. Die Deut-

⁹ Die Familie Saxer wohnte im „Stabshaus“, der von den jeweiligen Stabschefs benutzten Villa im Diederichsweg, unweit des Gouvernementsdienstgebäudes.

¹⁰ Britische Nachrichtenagentur Reuter(s), 1849 von P. J. Reuter in Aachen gegründet, 1851 nach London verlegt.

¹¹ Japan, Großbritannien, Frankreich und Rußland.

schen wurden Soldaten, so mußte z.B. unser guter Schlachter schon sehr bald schließen. Der Marktbetrieb ging weiter, es kam auch noch alles aus dem Inneren. Nur die Preise stiegen, aber das ist ja in Kriegszeiten überall.



Einzug deutscher Truppen in Tsingtau, Schantung Straße (1914)



*Bismarck-Kaserne (1914)
StuDeO-Fotothek P1177 und P1178*

Wir Frauen waren jeden Morgen tätig im Lazarett. Da wurden Tausende von Tupferchen gelegt und Verbände geschnitten und genäht, Betten hergerichtet. Die „Jugendwehr“ bekam den Dienst bei den Brieftauben, stolz zog Justus mit grauer Armbinde, darauf in Rot: B.-T. zum Wachdienst. Immer zwei Stunden hintereinander mußten sie die etwa zurückkehrenden Brieftauben abfangen. Die Soldaten zogen in die Forts, und wir Frauen versorgten sie auch zwei Nachmittage mit Kaffee und Kuchen. Dieses quälende Warten! Wir fingen an zu packen. Der Dachboden mußte geräumt werden wegen Feuersgefahr. Dort lagerten unsere sämtlichen Kisten mit allem Packmaterial drin. Meine ganzen großen Vorräte. Es war alles gerade von Deutschland aufgefüllt worden. Alles mußte in den Keller gebracht werden, die Kisten sind einfach im Garten aufgestapelt. Darum fing ich an, Sachen einzupacken, mein Leinen, Silber, und dann kamen immer mehr Sachen hinzu, von denen sich zu trennen so schwer schien. Alle meine Bilder, meine tausend Andenken! So viel habe ich noch nie geseufzt wie in den Tagen. Werde ich überhaupt auch nur

ein Stück wiedersehen? Von früh bis spät bin ich auf den Beinen gewesen – jeder war es. Ruhe hatte man längst nicht mehr, man lief hin und her und wartete, wartete. Wenn die Sonne unterging, in Farben, wie sie kein Maler malen kann, alles noch

einmal aufleuchtete in seiner Blütenschöne, und der Abend kam, dann kamen auch die traurigen Gedanken, daß es vielleicht der letzte Tag gewesen sein könnte. So finster war dann plötzlich alles. Kein Licht auf den Straßen brannte, kein Fenster nach der Seeseite durfte erhellt sein. So dunkel alles innen und außen. So vergingen die Tage, und die Endfrist des Ultimatums nahte. In den Forts seufzten Offiziere und Soldaten unter dem Nichtstun, dem Warten.

Hans kam manchmal kurz vor[bei]. Er sehnte sich ordentlich nach dem ersten Schuß. Viele Familien reisten ab, es wurde sichtlich leer überall. Und ich wollte nicht fort, ebenso wie verschiedene andere Frauen, wir verabredeten uns, wollten im Keller der Bismarckkaserne hausen. Da hieß es, Franzosen und Russen würden nachher überall sein, womöglich (ich kann es noch nicht glauben) die Herren sein in unseren Häusern, hausen nach Russenart. Und unsere Männer würden wir vom ersten Tag an nicht wiedersehen. Ihr Dienst ist bei den Soldaten und dann

kriegsgefangen! Unsere Kinder! Was sollten wir machen! Da kam Depesche von zu Hause, Frauen und Kinder sollten in Sicherheit gebracht werden. Es wurde vom Gouvernement energisch aufgefordert, die Stadt zu verlassen. Da stand man nun vor der Frage entweder – oder. Sonntagmittag [23. August 1914] um 12 Uhr lief das Ultimatum ab. Ich konnte zu keinem Entschluß kommen. Laßt mich schweigen von dem Tag und der Nacht, bis ich mich durchgerungen. Entschlossen um der Kinder willen! Es war furchtbar! Mit mir haben Hunderte von Müttern das Opfer gebracht, denn ein Opfer war es, ein schweres, den Mann und Haus, alles verlassen, um die Kinder zu retten. Täglich fuhren die Extrazüge.

Evakuierung nach Peking

Es war ein Abschied, aber ich war ganz gefaßt, es mußte sein, und ich habe das felsenfeste Vertrauen, daß Gott uns ein Wiedersehen gibt und wir alle vereint wieder heimkehren in unser schönes, siegreiches Deutschland. Am letzten Nachmittag machte Ludwig sich frei, er wollte selbst den Gepäck-

wagen mit unserem bereits verladenen Gepäck be-
sichtigen. Hinterher machten wir mit den Kindern
noch eine Autofahrt durch die Berge, eine letzte
Abschiedsfahrt. Wir sahen noch einmal alle Stät-
ten, unsere gemeinsamen Reitwege, noch einmal
die Sonne so leuchtend hinter den Bergen unter-
gehen. Stumm fuhren wir dahin, selbst die Kinder
sprachen wenig. Jeder nahm innerlich Abschied,
wie schwer das war! Werden wir überhaupt unser
schönes Tsingtau wiedersehen, wird alles zer-
trümmert sein?



Ludwig und Käthe Saxer im Laushan, um 1910

Am Sonnabendmorgen [22. August] fuhr ich mit
Frau Meyer-Waldeck¹² [und ihren drei Kindern]
und unseren Kindern im Salonwagen des Gouver-
neurs. Der Wagen war an einen langen Zug ange-
hängt. Wir waren ungefähr der letzte Schub, denn
nur am nächsten Morgen fuhr noch einer, der
„Lumpensammler“. Wir fuhren am ersten Tage bis
Tsinanfu, dort trafen wir schon eine Menge Flücht-
linge, die teils dort geblieben oder weiter nach
Shanghai wollten. Alles bekannte Gesichter. Am
anderen Morgen 6½ ging es weiter, bis wir um 5
Uhr in Tientsin ankamen. Dort ist Frau Meyer-
Waldeck geblieben, bewohnt das Haus unseres
Kommandeurs. Wieder erschienen viele Bekannte
am Zuge. Wir fuhren noch weiter bis abends 7 Uhr
nach Peking. Also zwei ganze Tagesreisen sind wir
von Tsingtau fort. Hier holte uns alles ab.
Nun ist es vorbei, Trennung und Abschiednehmen!
Morgen [Sonnabend, 5. September] sind es schon
vierzehn Tage. Die ersten Tage sind glücklich vor-
über, man hat sich eingelebt und ist etwas zur Ruhe

¹² Ehefrau von Alfred Meyer-Waldeck (1864-1928), von
1911 bis 1914 Kaiserlicher Gouverneur des deutschen
Pachtgebietes, seinerzeit Kapitän zur See, Chef der Mil-
itär- und Zivilverwaltung, Oberster Befehlshaber.

gekommen und kann wieder schlafen. Die Kinder
fühlen sich glücklich, sie können das Schwere
noch nicht so empfinden. Umringt von Kindern
genießt Ruta ihr kleines Leben: „Mutti, ich finde es
hier ganz wundervoll!“ Justus hat seinen besten
Freund hier, Alexander Stecher. Das bewog mich
mit, hierher zu gehen, und ich bereue es nicht, die
mir sympathischsten Menschen sind hier. Ich habe
das ganze Haus von Hauptmann v. Strantz für
mich allein, kann mich in den Junggesellenräumen
herrlich ausbreiten. Frau v. Kessinger [ihr Mann
war Kommandeur des III. Seebataillons] wohnt bei
ihren Verwandten Pappenheim (Militärattaché)¹³
neben mir. Im sogenannten Gouverneurshaus, wo
ich im Frühjahr mit Ludwig wohnte, haben sich Fr.
Knüppel und Fr. Wilzer (Ohlmers Nachfolger
[Seezolldirektor]) je eine Hälfte eingerichtet. Fr.
Anders, Fr. v. Borcke, Fr. Stecher wohnen in Leut-
nantswohnungen. Diese Häuser stehen alle im Gar-
ten der Gesandtschaftswache, wo die Kinder die
schönsten Plätze zum Spielen und Toben haben.
Ein Tennisplatz ist auch da. Hier ist es grün und
schattig, man merkt nichts von dem schwarzen
mülligen Staub Pekings.

In der Gesandtschaft, im Hause von Haxthausens,¹⁴
haben Fr. Kopp und Fr. von Saldern sehr nette
Räume, sie kommen zum Essen her. In der Öster-
reichischen Gesandtschaft wohnen ganz als „Gä-
ste“ Fr. v. Bechtolsheim mit zwei kleinen Kindern
und Frau Kuhr (Seebataillon), die gestern ein Jahr
verheiratet war, mit drei Wochen altem Kind.¹⁵

¹³ Werner Rabe von Pappenheim, geb. 1877, brach am
29. Dezember 1914 zu einer Expedition in die Mongolei
auf, unter anderem begleitet von dem Sprengstoffexper-
ten Fritz Pferdekämper, um befehlsgemäß mit allen Mit-
teln zu versuchen, die Sibirien-Eisenbahn zu zerstören.
So sollte der Nachschub militärischer Ausrüstung aus
dem Osten für die russische Armee unterbunden wer-
den. Pappenheim verschwand spurlos. Man nimmt an,
daß er im russischen Auftrag von gekauften chinesi-
schen Banditen ermordet wurde. Siehe Burmeister/Jäger:
China 1900. Der Boxeraufstand, der Maler Theodor Ro-
choll und das „alte China“ (2000), S. 109-126.

¹⁴ Baron von Haxthausen, Gesandter 1911-1914, verließ
Peking schwer erkrankt im Juni 1914 und starb bald
nach seiner Ankunft in Berlin. Bis zum Eintreffen des
neuen Gesandten, Paul von Hintze, im Januar 1915
wurde Legationsrat Ago Freiherr von Maltzan mit der
kommissarischen Geschäftsführung betraut.

¹⁵ Alle dergestalt bevorzugt Untergebrachten waren
Ehefrauen von hohen Offizieren (III. Seebataillon,
M.A.K. – so die Abkürzung für Matrosen-Artillerie-
Abteilung Kiautschou) oder von leitenden Verwal-
tungsbeamten. – Quelle: Wie Fußnote 2. Die übrigen
Flüchtlinge wurden im sog. „Deutschen Lager“ unter-
gebracht oder kamen privat unter.

Die Lage in Tsingtau und in der Provinz

13. Oktober 1914: Die Wochen sind vergangen mit so viel Bangen. Die erste Zeit brachten doch noch Briefe aus Tsingtau Nachrichten von den enormen Überschwemmungen, wie eine Sündflut ist der Regen über ganz Schantung gekommen. Die Bahn ist teilweise weggerissen, schwere Brückengitter fortgetrieben. An den Ufern der Böschungen sind Löcher von 30 m entstanden, die Flüsse selbst sind wie Ströme dahingebraust, oft 200 m breit. Seit 80 Jahren, sagen die Chinesen, haben sie nicht so einen Regen erlebt. Hunderte von Chinesendörfern sind einfach verschwunden, mit dem Hab und Gut der Menschen auch untergegangen. 2 bis 3 m hoch hat das Wasser gestanden, die Briefe wurden über „Land“ in Sampans (chin. Fischerboote) befördert. Soldaten sind bis zum Hals durchs Wasser gekommen mit den Postsäcken. Über Tsingtau selbst ist ein Taifun hingegangen und hat dort überall ganz enormen Schaden angerichtet. In den Außenwerken [vorderste Verteidigungsanlagen] ist alles unter Wasser gewesen. Unsere armen Soldaten, die seit Wochen da draußen kampierten! Das lange Warten schon und nun noch solches Wasser. In der Bismarckkaserne haben sie zweimal alarmiert, weil das Wasser in die Keller drang, wo der Stab arbeitet, und in solchen Räumen mußte dann weiter gehaust werden! Die Straßen sollen ganz verwüstet gewesen sein mit gewaltigen Löchern, andere völlig unter Wasser wie ein See. Ihr könnt Euch unsere Gefühle vorstellen, wenn man hörte, daß einzelne Männer später zu Hause beim Nachsehen das Wasser in den Zimmern stehend gefunden haben. Und niemand da, der auch nur etwas wieder in Ordnung bringen konnte. Ludwig hat unser Haus nie erwähnt, er mag wohl gar nicht wieder drin gewesen sein. Wie wird alles aussehen! Ob alles, alles verloren ist? Man mag sich das nicht ausdenken. Wir haben ja alle nur das Nötigste mitgenommen.

Wer hätte geahnt, daß die Wochen so hingehen würden, ohne [daß] die Japaner [angreifen]? Dieses marternde Warten, das ist wohl manchem Soldaten schwerer geworden als in den Kampf zu gehen. Im Gegenteil, begeistert sind alle, diesen frechen Räubern einen ganz gehörigen Denkzettel zu geben, und auch der Gedanke, daß unsere kleine Schar machtlos gegen die sechsfache [letztlich zehnfache] Übermacht ist, kann den Mut nicht beeinträchtigen. Laß sie kommen, so leicht sollen sie unser schönes Tsingtau nicht bekommen. Alles, was wir lieb gewonnen, was hergestellt ist mit Mühe, in unendlicher Arbeit, alle Schönheiten dieses kleinen Fleckchens Erde, unser Heim, das alles soll bald einem anderen gehören, einfach weggenommen. Mit Ruhm bedecken sich die Räuber,

diese „Inselzwerge“, die „gelben Briten“, wie sie auch genannt werden, nicht, und die Engländer! 700 gehen mit, stellen sich unter japanischen Oberbefehl, auslachen tun wir sie. Als Hauptheld dabei ist derjenige, der zuletzt englischer Consul [Konsul Eckford] in Tsingtau gewesen ist. Überall die größte Gastfreundschaft genossen, der immer dabei war bei allem und natürlich gehörig im Geheimen spioniert hat. Beim Verlassen sein Wort gegeben, nichts gegen Tsingtau zu unternehmen. Und vom ersten Tag an hat er von außen gearbeitet, wo er uns nur schaden konnte. Wegen vieler Sachen können wir uns bei diesem sauberen „Gentleman“ bedanken. Nicht am wenigsten für alle die schmählichen Artikel, die man in den Zeitungen las in der Zeit, Reuter ist ja nichts gegen diese Quelle. Was die Zeitungen bringen, wird einfach nicht geglaubt, es ist meistens so hanebüchen dumm gelogen, o, so dumm. So teilt der russische Gesandte hier ganz öffentlich Deutschland auf, erzählt, das Deutsche Reich sei völlig vernichtet. Dabei [ist] Antwerpen gefallen!! O, wie wir alle Siegesnachrichten mit innerlichem Jubel begrüßen! Der Ostasiatische Lloyd bringt alle Telegramme, die Gesandtschaft schickt alles für die „Damenmesse“,¹⁶ in der Veranda des Casinos wird alles angeschlagen. Die Jungens haben Kriegskarten gezeichnet, mit kleinen Fähnchen wird die Lage markiert, und die Deutschen rücken immer mehr vor. Herrlich vorwärts geht es! Die Zeppeline! Laß sie nur Bomben werfen über England, denen haben wir ja alles zu verdanken.



*Die weit außerhalb Tsingtaus gelandeten japanischen Truppen transportieren Material über Land mittels Karren und Feldbahnen, offenbar mit chinesischer Hilfe
StuDeO-Fotothek P1198*

Viele Siegesnachrichten heben den Mut mächtig in Tsingtau, und wir wünschen nur, daß unsere eingeschlossenen Männer davon erfahren, die in der völlig umringten Festung festsitzen, abgeschlossen von aller Welt. Kein Brief, keine Depesche geht

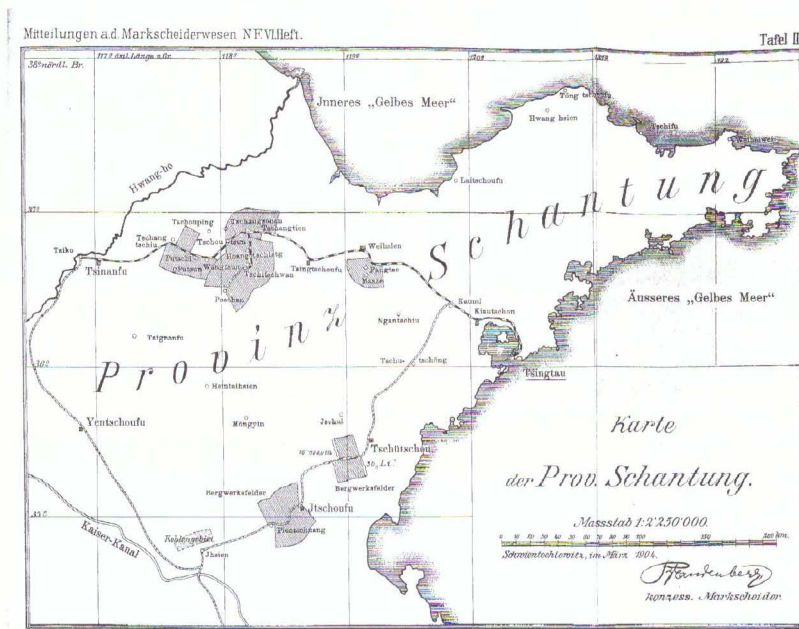
¹⁶ Gemeinschaftsunterkunft für Ehefrauen von in Tsingtau stationierten Offizieren.

mehr durch. Wie es möglich ist, daß hier und da doch noch mal ein Brief durchkommt, das ahnen wir nur. Vor einigen Tagen tauchte hier eine Tsingtauer Gestalt auf. Im Nu war Herr Brücher, der Direktor der Bergwerke, umringt von uns Frauen. Jede wollte hören, fragte, und was erzählte er alles! Er hat als Pionier mitgeholfen und nun herausgemußt wegen der Bergwerke in Fangtse und Hungshan.¹⁷ An beide Orte ist er zu spät gekommen, es war alles schon von den Japanern genommen. Wir hatten uns im Frühjahr noch alles angesehen, das schöne neue Lazarett in Hungshan, alles, alles ist weg. Die Werke sind von uns unter Wasser gesetzt, es kostet sechs Monate Arbeit, bis sie wieder in Betrieb genommen werden können. Dadurch waren Hunderte von Chinesen plötzlich ohne Arbeit, die sind dann in die Häuser der Europäer gedrungen und haben genommen, was sie kriegen konnten.

möglich war, nach Tsingtau durchzukommen, teilweise sind sie von weit her geeilt. Herr Brücher hat sich mühsam durchgeschlagen, 14 Tage gebraucht bis Tientsin. Ohne einen Cent in der Tasche, von rohen Eiern und Früchten gelebt, im Graben geschlafen. Auf jeden Deutschen haben die Japaner einen Preis von 200 \$ gesetzt. Das Fliehen könnt Ihr Euch denken. Er brachte mir Grüße, hatte Ludwig noch zuletzt am 26sten September gesehen und brachte einen Brief mit.

Die letzte Nachricht, die ich erhalten, war vom 28sten [September]. Also seit fünfzehn Tagen nichts! Ihr könnt Euch denken, wie man bangt und zittert jeden Tag! Am 28sten ist morgens ein heftiges Bombardement auf die Forts gewesen, ohne jedoch größeren Schaden anzurichten. Schaurig soll es gewesen sein, die großen Geschosse durch die Luft fliegen zu sehen und mit gewaltigem Getöse krepieren zu hören. L. schreibt, wie froh er

wäre, daß wir fort sind, nur zu leicht kann so ein Ding auch in die Stadt fliegen. Unsere Verluste an Menschen sind bis jetzt nicht groß, von den drei Offizieren, die gefallen, kannte ich nur Riedesel [Legationssekretär Gottfried von Riedesel] flüchtig. Sein Tod wird viel betrauert, auch von Chinesen. Jetzt ist wieder Wartezustand. Langsam schleppen die Japsen¹⁸ ihre schweren Geschütze und Munition heran. Man sagt, sie hätten noch eine Frist bis gestern gegeben, die letzten Frauen und Kinder herauszulassen, die durchaus dableiben wollten, aber darauf wird wohl keine reagieren. Ich meine, wer bis jetzt dort ausgehalten, dem fehlt jetzt der Mut, sich hinauszubegeben unter japanischen Schutz. Ich täte es nicht.



Die Schantung-Eisenbahn zwischen Tsingtau und Tsinanfu, Kohlengebiete (1904) StuDeO-Kartothek K0114

Die deutschen Familien, darunter mehrere, die dorthin schon von Tsingtau her geflohen waren, flüchteten weiter, meistens nach Shanghai. Einzelne sind auch hierher nach Peking gekommen, da aber Tsinanfu (Bahnhof etc.) auch von Japanern besetzt ist und alles, was dort war an Deutschen, auch weiter mußte, so ist hier allmählich alles überfüllt. Dann haben wir auch eine Menge Soldaten hierher bekommen, alle, denen es nicht mehr

Täte sich doch die Erde auf und verschlinge Roß und Reiter und Kanonen! Wenn ein Wunder geschehen könnte und wir unser geliebtes Tsingtau behalten!

¹⁷ Dr. M. Brücher, Bergwerksdirektor der Schantung-Eisenbahn-Gesellschaft, Bergbaudirektion Tsingtau. Dazu gehörten die Gruben in Fangtse/Fangzi (Eisenbahnstation, 170 km von Tsingtau entfernt) und Hungshan/Hongshan bei Poschan/Boshan (Station an südlicher Zweigstrecke, insgesamt 350 km entfernt).

¹⁸ Nicht nur die Deutschen, sondern auch die Alliierten belegten ihre Gegner und überhaupt die fremden Völker mit Schimpf- bzw. Spitznamen. In den britischen Medien gab es ab dem 5. August 1914 in China keine Deutschen mehr, sondern nur noch Hunnen, zurückzuführen auf eine Rede Kaisers Wilhelms II, die er am 27. Juli 1900 bei der Verabschiedung der zur Bekämpfung des Boxeraufstandes aufbrechenden Truppen hielt (bis heute weltweit bekannt als „Hunnenrede“), ähnlich wie es ab dem 15. August 1945 erneut keine Deutschen mehr in China gab, sondern nur noch Nazis.

Leo Bahr – eine hochgeachtete Persönlichkeit in Mittelchina

Ernst Wilhelm Eduard Eickhoff

Quelle: Nachruf auf Leo Bahr, geb. am 7. März 1871 in Ningpo, gest. am 2. Januar 1941 in Shanghai. Signiert: E.W.E.; Ostasiatischer Lloyd, Januar 1941, 2 S. (StuDeO-Archiv *1177); hier gekürzt.

Leo Bahrs Vater, Jürgen Bahr, der bereits etwa 1860 als Steuermann einer englischen Bark nach China kam und dann unter General Gordon die Taiping-Rebellion¹ mitfocht, stammte aus einem niedersächsischen Bauerngeschlecht am Dornbuschermoor bei Stade, Provinz Hannover. Nach Beendigung der Rebellion fand er Anstellung als Polizeiinspektor in Ningpo, das damals von den Franzosen besetzt war, und lernte hier Ling Wong Yin, die Witwe des französischen Militärkommandanten, Hauptmann Grenard, kennen, die er dann etwa 1870 heiratete. Sie entstammte einer angesehenen Literaten- und Beamtenfamilie Shaohsings² und war eine äußerst lebenskluge und energische Dame.

Leo Bahr war der älteste Sohn aus dieser Ehe, und es ist gar kein Wunder, daß er sich zu einem starken und besonderen Charakter entwickelte: Vom Vater die oft starrköpfige, aber immer bedächtige und treue niedersächsische Bauernnatur, von der Mutter die angeborene Lebensklugheit, den gesunden Menschenverstand und eine ungewöhnliche Intelligenz. Seit etwa 1900 war Leo Bahr ohne Zweifel eine der bekanntesten und markantesten Persönlichkeiten in Mit-



Leo Bahr, 49 Jahre alt (1920)

¹ Der Taiping-Aufstand (1851-1864) begann als Aufstand der Bauern aufgrund der hohen steuerlichen Belastungen und ihrer verzweifelten Lage nach dem verlorenen Ersten Opiumkrieg gegen England (1842) und weitete sich zu einem Bürgerkrieg aus, vor allem in den Südprovinzen.

² Vermutlich ist die 4.000 Jahre alte Stadt Shaoxing, Bezirk Hangzhou, südlich von Shanghai gemeint.

telchina, hoch geachtet von allen In- und Ausländern.

Nach Beendigung seiner Schulzeit an der St. Francis Xavier Schule, Shanghai, lernte er in den folgenden sieben bis acht Jahren als Pharmazeut bei Voelkel & Schroeter (heute Kofa American Drug Co.) und trat dann in den chinesischen Seezolldienst³ ein. Um 1900 herum wurde er nach Kiukiang [*Jiujiang*]⁴ versetzt, welchen Platz er bis zu seinem Ausscheiden aus dem Zolldienst im Jahre 1917, außer für kurze Urlaubsreisen, auch nicht verlassen hat. Seine ausgezeichneten Kenntnisse der chinesischen Sprache sowie besonders seine Gewandtheit erregten bald die Aufmerksamkeit seiner Vorgesetzten und auch der chinesischen Behörden, so daß er bald zu Beratungen herangezogen und mit Aufgaben betraut wurde, die eigentlich über seine dienstliche Stellung hinausgingen.

[Seine Tüchtigkeit] war sogar den obersten Behörden in Peking zu Ohren gekommen, und so kam es – als man im Winter 1903/1904 die sogenannten “Native Customs” (d.h. die Inland-Zolldienste) zu reorganisieren beschloß –, daß der Generalinspekteur des Seezollamtes [*Sir Robert Hart*] Leo Bahr die Reorganisation und Kontrollaufsicht der “Native Customs” von Kiukiang – mit sechzehn Stationen das größte Inland-Zollamt in China – übertrug. Es handelte sich darum, die fast unglaubliche Korruption auszumerzen, und es ist daher auch verständlich, daß es anfänglich zu schweren Insubordinationen und sogar zu lebensgefährlichen Anschlägen gegen Bahr kam. Da ich zu seinem Assistenten ernannt wurde, spreche ich über diese Begebenheiten natürlich auch aus eigener Erinnerung und als Augenzeuge.⁵

Leo Bahrs enge Zusammenarbeit mit chinesischen Regierungsbeamten führte von nun an auch zu einem immer intimeren persönlichen Verkehr mit ihnen und zu mancher Freundschaft, die lebenslang angedauert hat. Seine Freundschaft mit Jui Cheng, dem damaligen Taotai von Kiukiang (später von Shanghai) und – bei Ausbruch der Revolution 1911 – Vizekönig in Wuchang [*später Stadtteil von Wuhan*], verhalf ihm zu immer neuen Bekann-

³ Siehe StuDeO-INFO Juni 2013, S. 3-5.

⁴ Hafenstadt am Jangtsekiang, zwischen Nanking und Wuhan gelegen.

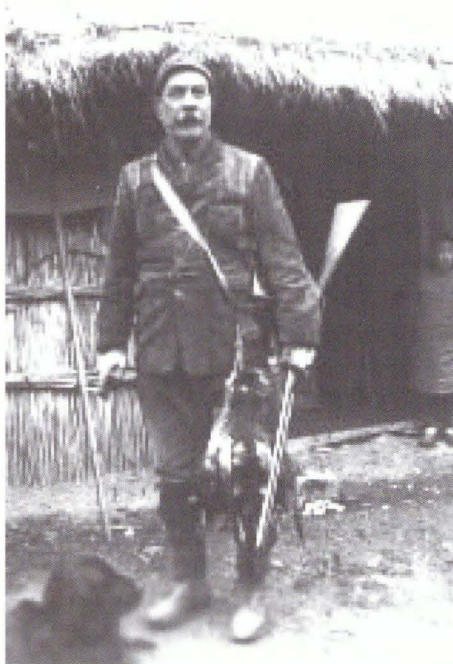
⁵ Der Verfasser war mit Elisabeth, der jüngsten Schwester von Leo Bahr, verheiratet.

ten und Freunden unter hohen und höchsten Beamten und Würdenträgern Chinas.

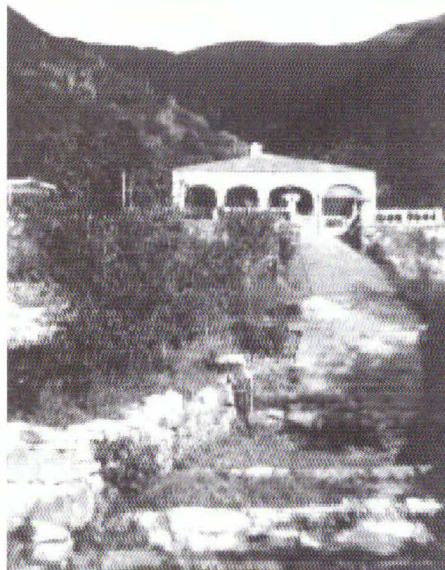
Im Herbst 1904 brach in Lo-Ping südlich des Poyang-Sees eine Rebellion aus, die bald bedrohliche Formen annahm. In Nanchang [Hauptstadt der Provinz Jiangxi] und Umgebung wurden innerhalb weniger Tage eine ganze Anzahl von Missionaren und Missionarinnen sowie von katholischen Priestern und chinesischen Christen auf grausame Weise umgebracht (Nanchang Massaker). Die Angst vor Verwicklungen mit fremden Mächten veranlaßte nun die Provinzialbehörden dazu, Leo Bahr um Vermittlung zu bitten. Er hat auch diese Aufgabe glänzend gelöst, wofür ihm der Gouverneur von Nanchang großen Dank spendete. Es ist natürlich, daß ich sehr stolz auf Leo Bahr und darauf war, daß ein Deutscher sich diese großen Verdienste im Dienst einer chinesischen Behörde erworben hatte.

Obwohl wegen Nachlässigkeit seines Vaters in der Wahrung seiner Staatsangehörigkeit nur noch „Deutscher Schutzgenosse“, hat Leo Bahr selbst in den schweren Zeiten des Weltkriegs sein Deutschtum nie verleugnet. Die Offiziere von S.M.S. „Jaguar“, „Iltis“, „Vaterland“ und „Vorwärts“ werden sich noch der herzlichen Aufnahme durch ihn erinnern, sei es in seiner Wohnung, in seinem schönen Garten in der City oder bei Jagdausflügen. Er war lange Jahre hindurch wohl der geschickteste und erfahrenste Jäger im mittleren Jangtsegebiete. Von ihm auf die Jagd mitgenommen zu werden, galt immer als große Auszeichnung und Ehre. Ein Ausflug mit ihm war auch sonst stets interessant und lehrreich, denn er kannte jedes Tier, jeden Vogel, jeden Baum und selbst jede Blume.

Wie es das Leben in den Jangtse-Häfen damals mit sich brachte, lebte man kosmopolitisch. Leo Bahr zählte daher Menschen vieler Nationalitäten zu seinen engeren Freuden und Bekannten. Manche



Leo Bahr, 65 Jahre alt (1936)



Sein Anwesen Lien-Hua-Tung

hat er sogar wochenlang in seinem großen Besitztum in Lien-Hua-Tung in den Kuling-Bergen beherbergt.⁶

Als im Jahre 1917 auch China in den Krieg gegen Deutschland eintrat und alle deutschen Zoll- und Postbeamten entlassen wurden, traf das auch Leo Bahr. In seinem Fall hätte man wohl auf die Dankbarkeit der chinesischen Provinzialbehörden rechnen können, doch waren sie dem Druck der Pekinger Regierung und diese dem Drängen der Alliierten nicht gewachsen.

In Kiukiang und den Kuling-Bergen, wo er seit jener Zeit jeden Sommer zu verleben pflegte, blieben sein guter Ruf und sein Einfluß erhalten. In seinem großen Berggarten in Lien-Hua-Tung hat er 1938 zeitweise Hunderte von chinesischen Flüchtlingen monatelang untergebracht und verpflegt. Anfang Dezember wurde er dann mit seiner Familie von den Japanern in anständiger Art und Weise nach Shanghai [in sein Stadthaus] zurückgebracht, das er, seit Sommer 1937 in Kiukiang abgeschnitten, nicht hatte aufsuchen können.⁷

⁶ Adolf Meller (1923-2003), ein Enkel Leo Bahrs, beschreibt in seinen Lebenserinnerungen „Vom gelben Drachen zum schwarzen Adler“ (1997) das Anwesen in dem reich bebilderten Kapitel „Auf Sommerurlaub beim Großvater“ (S. 207-226). Die Biographie kann als pdf-Datei über Elke Meller (S. 2) bezogen werden.

⁷ Wie in jedem Sommer hielt sich Leo Bahr in seinem Haus in den Kuling-Bergen auf, als im August 1937 die japanische Armee Shanghai angriff, anschließend den Jangtsekiang hinauf bis Nanking marschierte („Nanking-Massaker“ im Dezember 1937) und danach ihren Eroberungszug flußaufwärts fortsetzte. Die Kriegereignisse ließen private Fahrten auf dem Jangtse auf lange Zeit nicht zu.

Hermann Gipperich – Stationen eines Diplomaten in China

2. Teil: Tsinanfu/Jinan und Harbin

Quelle: Hermann Gipperich: Ein Leben in China. 1882-1946. Neubearbeitet und herausgegeben 2012 von seinem Enkel Gerd Walter Pröbß, Bonn (237 S.). Im folgenden Auszüge aus den Seiten 65-75, ausgewählt und kommentiert von Renate Jährling.

Kommissarische Leitung des Konsulats in Tsinanfu von 1924 bis 1925

Von der stillen Wanderung durch die buddhistischen Klöster in den Westbergen zurückgekehrt, erwartete mich in der Gesandtschaft in Peking eine Überraschung: das Auswärtige Amt schickte mich als Konsul nach Tsinanfu [*Jinan*], der Hauptstadt der Provinz Shantung [*Shandong*], wo ich vertretungsweise die Leitung des Konsulats übernehmen sollte.¹ Es war mein erster selbständiger Posten im Reichsdienst. Am 11. Mai 1924 reiste ich dahin ab.



Das ehemalige Wohnhaus des Konsuls in Jinan heute
Foto: G. W. Pröbß

Mein Amtsbezirk war die ganze Provinz Shantung, schloß also das ehemalige deutsche Kiautschou-Pachtgebiet und Chefoo [*Yantai*] ein. Im übrigen war gerade dieses Konsulat ein Mahnmal des Verfalls deutscher Herrlichkeit in China. Bis zum Ersten Weltkrieg war Tsinanfu ein Mittelpunkt deutschen Schaffens gewesen. Hier trafen die mit deutschem Gelde und mit deutscher Arbeit gebauten Eisenbahnen von Tsinanfu nach Tsingtau

¹ Dr. jur. Franz Siebert war am 18. September 1924 mit der kommissarischen Leitung des Konsulats in Tsinanfu beauftragt worden, traf dort aber erst später ein, weil er zunächst den Generalkonsul in Hankau (Wuhan) vertreten mußte. Erst im November 1925 konnte er sich nach Tsinanfu begeben. Am 21. Juni 1926 wurde er zum Konsul ernannt und bekleidete den Posten bis zum Sommer 1938. Dann wurde das Konsulat geschlossen und die Gegend dem Konsulatsbezirk Tsingtau zugeteilt. Quelle: Wilhelm Matzat.

[*Qingdao*] und von Tientsin [*Tianjin*] nach Hsüchou zusammen.² Vor dem Kriege saßen hier die deutschen Eisenbahn-Ingenieure, darunter als Chef-Ingenieur der spätere deutsche Verkehrsminister [1937-1945] Julius Dorpmüller. Vor 1914 blühte der deutsche Handel auf und entwickelten sich die Anfänge einer deutschen Privatindustrie. Das alles wurde durch den Krieg endgültig vernichtet. Als Überrest aus der Vorkriegszeit stand noch das prächtige Anwesen des deutschen Konsulats. In einem parkartigen Garten lagen die Gebäude, von einem deutschen Baumeister solide und nach deutschem Geschmack errichtet.³ Kein anderes Konsulat Deutschlands in ganz Ostasien erfreute sich einer solch schönen Unterbringung, jetzt war das Kleid viel zu weit geworden. Obgleich im Amtsgebäude die deutsche Schule mitsamt der Wohnung für den deutschen Lehrer mit Frau [*Alfred und Helene Dimpker*] und Kindern untergebracht war, blieb immer noch Platz übrig.

Einen bitteren Geschmack hinterließen bei mir auch jedesmal meine Dienstreisen nach Tsingtau. Was dort deutscher Gedanke und deutscher Fleiß aufgebaut hatten, war noch deutlich erkennbar. Tsingtau machte immer noch den Eindruck einer deutschen Kleinstadt im Grünen. Die Berge ringsum waren von deutschen Fachleuten aufgeforstet; der Wald war gehegt und gepflegt worden. Jetzt

² Hsüchow (Xuzhou), gelegen auf der Strecke zwischen Tientsin und Pukow (Pukou) am Yangtsekiang, war der südliche Endpunkt des von den Deutschen gebauten Abschnitts der „Kaiserlich Chinesischen Staatsbahn Tientsin-Pukow“, fertiggestellt im Frühjahr 1912. Mit dem Bau des anschließenden Abschnitts betrauten die Chinesen britische Firmen.

³ Architekt des Kaiserlichen Deutschen Konsulats war Paul Friedrich Richter, Tsingtau; Bauzeit Juli 1906 bis März 1908. Der damalige Konsul Lange bat das Auswärtige Amt um einen großen Garten: „Bei den hiesigen Verhältnissen, die dem deutschen Beamten Erholung außer Haus kaum bieten, namentlich im heißen Sommer, bitte ich gehorsamst, auch die Anlage eines größeren Gartens berücksichtigen zu wollen.“ Auf dem Grundstück wurde ein Wohnhaus für den Konsul mit Repräsentationsräumen und ein Dienstgebäude mit Wohnungen für den Sekretär und den Dolmetscher sowie deren Amtsräumen errichtet. Auf dem Gelände entstand 1984 ein Hochhaus für die Stadtverwaltung. Quelle: Torsten Warner: Deutsche Architektur in China. Architekturtransfer (1994), S. 186. Das ehemalige Wohnhaus präsentiert sich heute in renoviertem Zustand und beherbergt einen Teil der Stadtverwaltung; siehe Abbildung.

verfiel alles. Sinnlos wurde der Wald abgeholzt. Die großartigen Hafenanlagen und die Bauten in der Stadt wurden vernachlässigt. Die Leistungen der Deutschen wurden totgeschwiegen, und für das, was die chinesische Mißwirtschaft bisher überstanden hatte, nahmen unfähige Kreaturen das Verdienst in Anspruch. Tsingtau bot nur noch das Bild eines Trümmerfelds großer deutscher Pläne.

Freundlicher war das Bild in Chefoo, das ich nun als Konsul besuchen konnte. Hier war die ausländische Betätigung immer in bescheidenen Grenzen geblieben. Der deutsche Anteil hatte aber nach dem Kriege bald wieder seine frühere Stellung erlangen können, wenn auch nur zwei deutsche Firmen dort ansässig waren.⁴ Während des Krieges konnten sogar alle Angriffe auf den Namen „Gipperich-Straße“ abgewiesen werden. So gewann ich von Chefoo, wo ich meine kaufmännischen Lehrjahre verbracht hatte, einen erfreulichen Eindruck; in den gegebenen engen Grenzen hatte das Deutschtum dort eine aussichtsreiche Zukunft vor sich.

In Tsinanfu waren zwar auch Deutsche mit zäher Energie bemüht, sich wieder eine angesehene Stellung auf wirtschaftlichem Gebiete zu schaffen. Von den chinesischen Behörden wurden sie keineswegs gefördert – im Gegenteil: sie wurden auf allen Feldern von verständnislosen und kurzsichtigen Beamten behindert und schikaniert. Für mich als Konsul gab das immer wieder Anlässe zu unerfreulichen Auseinandersetzungen mit chinesischen dienstlichen Stellen.

Militärgouverneur und Autokrat der Provinz Shantung war damals der berühmte Chang Tsungchang [1881-1932], eine gewaltige Erscheinung von fast zwei Meter Größe. Früher angeblich Stallknecht bei Russen in Sibirien, konnte er kaum lesen und schreiben. Mit mittelalterlicher Gewalt und Grausamkeit regierte er nicht nur seine Provinz, sondern auch seinen Harem von mehr als zwei Dutzend Frauen. Später ist er auf dem Bahnhof in Tsinanfu ermordet worden. Diese brutale Condottiere-Gestalt [*Söldnerführer, Warlord*] hob sich besonders grell ab vor dem Hintergrunde, den die kulturelle Tradition der Gegend um Tsinanfu und besonders des Gebietes südlich davon, das so eng mit der Person und der Lehre des Konfuzius verbunden ist, geschaffen hat.

Tsinanfu war zu meiner Zeit noch bei den chinesischen Beamten und Gelehrten, was früher einmal gleichbedeutend war, als Ruhesitz beliebt. Hier sa-

⁴ ADO 1925-1926 verzeichnet in Chefoo die Lehrfirma des Verfassers „O. H. Anz & Co.“ (Mitarbeiter: F.A.W. Busse, C.W. Schmidt, P. Pansing und W. Zoepfgen), die „Shantung Overseas Trading Co.“ (C. Schmitz) und die Wurst- und Delikatessenfabrik „Foreign Food Store“ von Ella Trendel.

ßen sie, schrieben Verse, betrieben Geheimwissenschaft oder gaben sich einfach der Lebensfreude hin. Dann ließen die chinesischen Epikureer sich wohl auf dem Ta ming hu [*Daming Hu*], einem ausgedehnten See innerhalb der Stadtmauer, der im Sommer mit Lotosblumen bedeckt war, in flachen Booten umherrudern, tranken Wein und scherzten mit den jungen Sängerinnen. Der See wird gespeist von starken Quellen, die unvermutet aus dem flachen Gelände aufspringen. Oder die Freunde trafen sich in einem buddhistischen Kloster, das am Ch'ien fo shan [*Qianfoshan*] (Tausend-Buddha-Berg) lag, wohin sie sich in Sänften hatten tragen lassen. Das war ein beliebter Ausflugsort, wo keineswegs klösterliche Zucht herrschte, sondern wo man bei Wein und geistreichen Gesprächen einen herrlichen Blick über die Stadt genoß. Es war ein kultiviertes Leben, das die Oberschicht in Tsinanfu führte. Überhaupt hat West-Shantung immer ein besonderes geistiges Niveau bewahrt.

Herrschte um Kūfou [*Qufu, Konfuzius' Geburtsort*] herum unbestritten der konfuzianische Gedanke, so kam in und um Tsinanfu daneben auch manche politische oder soziale Bewegung, ja sogar Geheimlehre auf. Alte chinesische und neue europäische Romane haben ihren Schauplatz in dieser Gegend. Auch der sogenannte Boxeraufstand, der ursprünglich keineswegs eine fremdenfeindliche Bewegung war, hatte seinen Ursprung in der Nähe von Tsinanfu. In Tsinanfu selbst, in einem verfallenen Taoisten-Tempel, sah ich noch die Planchette,⁵ durch die Lü Tung-pin [*geb. 798 n. Chr.*], einer der acht seligen Geister, der sein sterbliches Leben in den Bergen nahe der Stadt verbracht haben soll, seine Botschaften in den Sand niederzuschreiben pflegte und dem Fragesteller so antwortete. Mehr als anderswo in China schien mir in West-Shantung die Luft von Geistern und Geheimnissen erfüllt. Wie eine gewaltige Reaktion auf das nüchterne und praktische Alltagsleben des einfachen Shantung-Chinesen sind in dieser Gegend im Laufe der Jahrtausende wiederholt aus dem Geistigen ekstatische Bewegungen emporgeleitet, die unberechenbar waren und die Bevölkerung in einem grausigen Fieber schüttelten.

Deutsche Missionsarbeit in Schantung

Mit diesen unterirdischen Strömungen hatten sich vor allem die christlichen Missionen, die in der Provinz Shantung vornehmlich in deutschen Händen lagen, auseinanderzusetzen. Unter den deutschen protestantischen Missionen ragte von Anfang an die Weimarer Mission im Kiautschou-Gebiet

⁵ Ein bewegliches Brettchen als Hilfsmittel zum Schreiben von Geisterbotschaften.

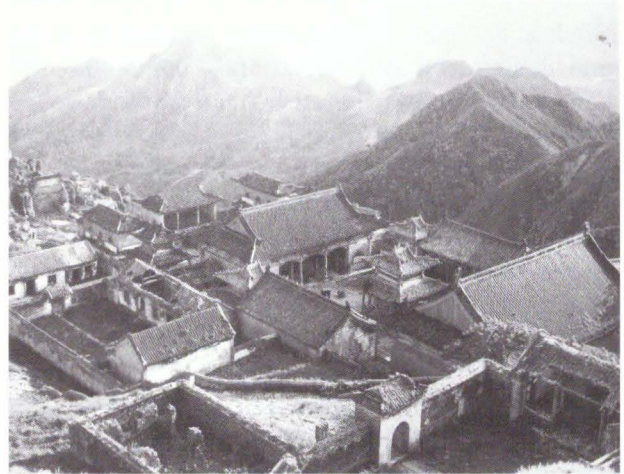
heraus, die meist nur mit einem einzigen Deutschen, aber einem wissenschaftlich und charakterlich ausgezeichneten Manne, besetzt war; es waren dies nacheinander: Dr. Ernst Faber [1839-1899], Dr. Richard Wilhelm [1873-1930], Dr. Wilhelm Seufert [1885-1974]. Ein ähnlich hohes geistiges Niveau fand ich mit wenigen Ausnahmen bei den zahlreichen deutschen Mitgliedern der katholischen Mission in meinem Amtsbezirk. In Tsinanfu waren seit „ewigen Zeiten“ die Franziskaner ansässig, denn ihre Missionare kamen schon im 13. Jahrhundert nach China. Zu meiner Amtszeit stand der stille und gelehrte Bischof Schmücker an der Spitze von ungefähr fünfzig deutschen Franziskanern in Tsinanfu.⁶ An Zahl und an Regsamkeit waren ihnen aber in Shantung die deutschen Patres der Steyler Mission [*Gesellschaft des Göttlichen Wortes*, lat. *Societas Verbi Divini*] überlegen. Sie hatten ihren Hauptsitz in Yenchowfu [Yanzhou],⁷ wo damals der alte ehrwürdige Bischof Henninghaus residierte, ein kluger Westfale, dessen Kenntnisse der chinesischen Sprache und Kultur erstaunlich waren.

Als deutscher Konsul durfte ich im Juni 1925 in Yenchowfu an einer Feier teilnehmen, bei der der Steyler Pater Buddenbrock zum Bischof geweiht wurde. Die privaten Unterhaltungen kamen damals oft auf die eine Frage zurück: Kann schon jetzt der europäische Missionar von der Arbeit in China ablassen und die Missionstätigkeit und die kirchliche Verwaltung Chinesen überlassen? Einig waren sich alle darin, daß dies einmal kommen, aber auch, daß es schrittweise geschehen müsse. Nur über das Tempo schienen man verschiedener Ansicht zu sein. Bischof Henninghaus vertrat den konservativen Standpunkt, [der päpstliche Delegat] Mgr. Costantini drängte zur Eile. Nicht nur wollte er eine größere Anzahl chinesischer Bischöfe einsetzen, was dann auch in den folgenden Jahren geschah, sondern er wollte auch die christlichen Kirchen und Missionsgebäude im chinesischen Stile gestaltet sehen. Der Chinese solle das Christentum nicht mehr als etwas Fremdes empfinden, sondern als etwas Eigenes, das Wurzeln in seiner Umwelt hat.

⁶ Lt. ADO 1926-1927 bestand das Apostolische Vikariat der deutschen Franziskaner unter Bischof A. Schmücker aus insgesamt dreiunddreißig Patres, Missionaren und Missionsbrüdern.

⁷ Das 156 km südlich von Jinan nahe Qufu gelegene Apostolische Vikariat wurde 1946 zum Bistum erhoben. Als Bischöfe amtierten die Steyler Patres Johann Baptist von Anzer (1885-1903; siehe StuDeO-INFO Dezember 2011, S. 32-34), Augustin Henninghaus (1904-1935) und Teodoro Schu (1935-1965). Danach konnte das Bistum aus politischen Gründen nicht mehr aufrechterhalten werden.

Nur in asiatischer Gewandung scheint [auch] mir das Christentum eine Zukunft in China zu haben.



Tempel auf dem Gipfel des Taishan, 1942

Quelle: Hedda Morrison: *Travels of a Photographer in China 1933-1946*, S. 157

Richard Wilhelm, Wanderungen auf dem Land

Unter den Besuchern von auswärts, die zum Teil weltbekannte Namen trugen und die immer wieder Abwechslung in unser ländliches Leben in Tsinanfu trugen, war uns Richard Wilhelm besonders willkommen. Er war auf dem Wege nach Deutschland, schied aber etwas unwillig von China, das er so sehr liebte. Mit ihm wanderten meine Frau und ich im Juli 1924 noch einmal zum Taishan, dem heiligsten der heiligen Berge in China. Wieder übernachteten wir auf seinem Gipfel in einem Nebengebäude des Tempels [*Yuhuang Dian*], der dem Yü huang ti, dem Jade-Kaiser, geweiht ist. Unterhalb des Tempels befinden sich noch andre Kultstätten, taoistische, buddhistische und konfuzianische, unter denen die taoistischen die bedeutendsten sind. Selbst im Juli ist es da oben meist recht kalt, und wir alle froren, als wir um vier Uhr früh ins Freie traten, wo uns dichter Nebel umhüllte. Plötzlich zerriß der Nebel, und wir sahen unter uns die Landschaft im Frühlicht des Tages.

In der Stadt Taianfu [*Tai'an*] am Fuße des Taishan besuchten wir den Taimiao [*Dai Miao*], eine uralte Tempelanlage. Dort am Eingangstore zu den weitläufig verstreuten Bauten befragte Dr. Wilhelm einen Wahrsager, der mit Schafgarbenstengeln dem Buche der Wandlungen nach das Schicksal erkundete. Wilhelm trat danach ganz betroffen zu uns und war lange Zeit schweigsam. Ungemein treffend hatte der Chinese ihm Gegenwart und Zukunftsaussichten verkündet, wobei es schlechterdings ausgeschlossen war, daß sich der Wahrsager vorher nach Wilhelms Verhältnissen erkundigt hätte. In Ostasien müssen wir Westländer uns damit abfinden, daß es Dinge gibt, die der Mensch verstandesmäßig nicht erfassen kann. Wilhelm fuhr

nach Tsingtau weiter, ich aber kehrte zurück zu meiner Arbeit in Tsinanfu.

Mehr als anderswo habe ich in Tsinanfu einen Blick in den chinesischen Alltag tun und die guten und die schlechten Eigenschaften des Volkes erkennen können. Auf unseren häufigen und weiten Wanderungen in der Umgebung unterhielten meine Frau und ich uns gern mit den chinesischen Bauern, die uns stets höflich und würdevoll und oft mit prächtigem Humor entgegneten. Dicht an der Grenze des Hungertodes lebten diese Bauern am Unterlauf des Gelben Flusses, aber sie zwangen uns eine Hochachtung ab, die wir unverändert bewahrt haben bis zum Schluß. Im Gegensatz dazu kann ich von den Beamten moderner Prägung wenig Gutes sagen. Sie waren korrupt und unfähig und nicht selten dazu noch unter amerikanischem Einfluß überheblich. Dieser Eindruck verstärkte sich in späteren Jahren auch anderswo immer mehr.

Konsul in Harbin 1925-1926

Im November 1925 ging meine erste Amtsperiode in Tsinanfu zu Ende; ich sollte in Harbin die Leitung des Konsulats übernehmen.⁸ Am 1. Dezember 1925 traf ich dort ein. Hier umgab mich eine ganz andere Atmosphäre als in Tsinanfu; das waren zwei ganz verschiedene Welten. In Tsinanfu hatte ich das Chinesentum in seinem stärksten Wesen kennengelernt. In Harbin stieß ich auf die internationalen Probleme, die in den kommenden Jahren nicht nur Ostasien, sondern die ganze Welt so mächtig erregen sollten. Einmal habe ich dem durchreisenden Botschafter Solf aus Tokyo [*Dr. Wilhelm Solf, 1920-1928*] von meinen Beobachtungen über die Anzeichen der drohenden neuen Machtkämpfe zwischen den Chinesen, den Sowjetrussen und vielleicht auch den Japanern berichtet und mich unwillkürlich bemüht, die Bedeutung meines Postens, der damals als politisch nicht besonders wichtig galt, ins rechte Licht zu rücken. Darauf entgegnete mir Solf: „Aber Sie sitzen ja hier im Mittelpunkt der künftigen politischen Ereignisse in Ostasien!“

Oft habe ich an diese Äußerung denken müssen, als die folgenden Jahre zeigten, wie richtig dieser kluge Diplomat die Verhältnisse in der Mandschurei beurteilt hatte. Hier stießen in der Tat die Interessen der großen Staaten Asiens zusammen. Noch herrschte in Harbin und überhaupt in der Nordmandschurei der sowjetrussische Einfluß, gestützt auf die Ostchinesische Eisenbahn, vor. Noch war Harbin eine überwiegend russische Stadt (*siehe Farbfoto S. 47*); auf den Straßen, in den Hotels wie

in den Privathäusern wurde meist Russisch gesprochen. Noch war der ganze Lebenszuschnitt russisch: üppige Gelage und grauenhaftes Elend, sich aufopfernde Gastfreundschaft und brutale Grausamkeit standen eng nebeneinander. Endlos wurde über alle möglichen und unmöglichen Themen philosophiert, aber zu entsprechenden Taten kam es nie. Auch die Deutschen in Harbin verfielen dem russischen Charakter, besonders wenn sie mit russischen Frauen verheiratet waren. Neben dem weichen lebenswürdigen Wesen nahmen sie von den Russen auch deren Energielosigkeit und Verschwommenheit an. Der deutsche Drang nach Höherem, geistig oder materiell Besserem erstarb; aber auch das Kantige, Eckige fiel ab.

Harbin

Zur Gottheit rufen Priester dort und Laien;
Ernst hallen vom Sobor die Glockenklänge,
Aus Synagogen näselnde Gesänge,
Von Dji-lo-Ssu die frommen Litaneien.⁹

Zum Markte wogt mit Feilschen und mit Schreien
Die Vielgestalt der bunten Volkesmenge,
Und durch die Straßen schiebt sich das Gedränge
Der weißen und der gelben Menschenreihen.

Barockes Laster darf sich mitternächtlich
Mit Luxus, Elend, Rauschgift, Hunger zeigen,
Von Politik umspinnen, unheilträchtig.

Ein Hexenkessel scheint's, ein Teufelsreigen.
Und doch wird über alles hell und prächtig
Mandschuriens Sonne morgen wieder steigen.

Unter den Russen selbst schieden sich ganz streng
die Weißen von den Roten. Da die Eisenbahn, das
Rückgrat der nördlichen Mandschurei, im Besitz
der Sowjetunion war, lag die tatsächliche Macht in
den Händen der Roten. Denn die Eisenbahn war
dort eine unheimliche Macht, der nicht nur Geld in
Mengen zur Verfügung stand, sondern auch Unter-

⁸ Der Konsulatssekretär war Franz Marks.

⁹ Von den mehr als zwanzig während der Zarenzeit gebauten Kirchen in Harbin war die „Zentrale griechische Kathedrale“, von den Russen „Sobor“ genannt, die bedeutendste. Mit ihr konkurrierte später die von Weißrussen erbaute „Sophisky“-Kirche im Stadtteil Pristan. Daneben soll es in Harbin zwei Synagogen und eine Moschee gegeben haben. „Chilossu“ war eine chinesische buddhistische Klosteranlage weit vor der Stadt. Quelle: Harbin 1936, herausgegeben von der japanischen „General Direction of Manchoukuo State Railways“. Nicht zuletzt gab es, wie mehrfach erwähnt, seit der Vorkriegszeit eine deutsche evangelische Kirche, die heute übernational genutzt wird.

nehmen und Organisationen aller Art. Die Eisenbahnverwaltung unterhielt einen reich ausgestatteten Klub, sie ließ im Winter ein gutes Opernensemble aus Moskau kommen, sie veranstaltete Konzerte, wie sie in gleicher Güte selbst in Shanghai nicht zu erleben waren. Sie finanzierte gute Schulen, ein sehenswertes Museum und förderte Forschungen, die sich nicht allein auf wirtschaftliche Fragen beschränkten. Für ihre Angestellten gab es gute Krankenhäuser, in denen Ärzte mit bekannten Namen tätig waren, darunter z.B. [Dr. Georg] Bergmann, [Dr. Friedrich] von Raupach. Als Geologe weltbekannt und auch auf andern wissenschaftlichen Gebieten hervorragend bewandert war Professor Dr. von Ahnert. Wie schon diese wenigen Namen erkennen lassen, war in Harbin damals ebenso wie in Rußland selbst die wissenschaftliche Führung in den Händen von Deutschen.



Isaak-Kathedrale, um 1930
StuDeO-Fotothek P3264

Ich stand in Harbin, wie es sich aus meiner Stellung ergab, in lebhaftem Verkehr mit den Russen. Da ich sowohl sowjetische Bürger als auch staatenlose Emigranten kennenlernte, konnte ich einen umfassenden Einblick in die russische Psyche gewinnen. Ich traf begabte und tüchtige Männer. Manche von ihnen waren freilich das, was man in russischen Kreisen als „Radieschen“ bezeichnete: außen rot und innen weiß. Auf der Flucht vor dem Bolschewismus hatten Tausende aus allen Schichten Zuflucht in Harbin gefunden: Generäle, Ingenieure, Wissenschaftler, Bauern, Arbeiter, Soldaten (darunter viele Kosaken), Kaufleute, Beamte. Die fähigsten und tatkräftigsten unter ihnen suchten und fanden bald einen neuen passenden Wirkungskreis in Shanghai, in Amerika oder anderswo auf der Welt. Aber die Militärs, die Alten, die weniger Tüchtigen blieben in der Nordmandschurei und führten dort ihr Leben weiter. Unter denen, die sich hier eine gesicherte und einträgliche Lebensstellung schaffen konnten, waren besonders viele Juden. Allein in Harbin gab es damals fünf Synagogen, und auf der Hauptstraße, der Kitaiskaja, wurde viel Jiddisch gesprochen, wodurch die Verständigung mit allen Deutschsprechenden sehr erleichtert wurde. Soweit die Russen echte Sowjets waren, schränkten sie ihren gesellschaftlichen Verkehr mit Ausländern auf das Allernotwendigste ein, zumal da derlei von den über-

wachenden sowjetischen Behörden nicht gern gesehen und nach Möglichkeit unterdrückt wurde. Dadurch ergab es sich von selbst, daß die Deutschen in Harbin, überwiegend Kaufleute, persönlich engere Kontakte zu Weißen hatten als zu Roten. Die zahlenmäßig schwächer vertretenen Nationalitäten wie Amerikaner, Engländer usw. traten im gesellschaftlichen Verkehr sehr zurück; die schon damals zahlreichen Japaner lebten wie überall ein Leben für sich. Beherrscht wurde das Bild eben von den Kontinentalen zwischen Nordsee und Gelbem Meer.

Durchreisende in Harbin, der erste Weltflug

Die Buntheit der eingessenen internationalen Gesellschaft wurde noch erheblich verstärkt durch die zahlreichen Durchreisenden. Wer von den Deutschen im Fernen Osten mit der Eisenbahn in die Heimat reiste oder aus der Heimat kam, legte in Harbin einen kürzeren oder längeren Aufenthalt ein. Und es gehört zu den freundlichen Seiten des Berufs, daß der deutsche Konsul mit fast jedem von ihnen in Berührung kommt, sei es, daß man bei ihm Rat und Hilfe oder Information sucht, sei es, daß man nur eine alte Bekanntschaft erneuern oder eine neue knüpfen möchte. In vieler Menschen Schicksale habe ich bei meiner amtlichen Tätigkeit Einblick getan, in große und glänzende, kleine und klägliche.

Von den bekannten deutschen Namen, deren Träger mich in Harbin besuchten, seien Admiral Behncke¹⁰ und Fregattenkapitän Saalwächter genannt, die im Sommer 1926 auf der Durchreise zwei Tage dort blieben. In derselben Woche hatten wir Herrn [Friedrich] Perzynski [1877-1965], den Verfasser des amüsanten Buchs „Von Chinas Göttern. Reisen in China“ [1920], bei uns zu Gast. Anderthalb Monate später trafen die ersten beiden Junkers-Verkehrsflugzeuge auf dem Fluge von Berlin nach Peking in Harbin ein. Dr. [Robert] Knauß, der Leiter der Expedition, hat das Unternehmen in seinem Buche „Im Großflugzeug nach Peking. Der erste Weltflug der Deutschen Luft Hansa (1927)“ eingehend beschrieben. Die Chinesen in Harbin waren damals mit solchen Dingen in keiner Weise vertraut und wußten die technischen Vorbereitungen ebensowenig zu meistern wie ich

¹⁰ Admiral Paul Behncke (1866-1937), im September 1924 verabschiedet, wurde am 4. Oktober 1933 nach der Gleichschaltung der Deutsch-Japanischen Gesellschaft durch die Nationalsozialisten deren Präsident als Nachfolger von Wilhelm Haas (1896-1981, damals Attaché im Auswärtigen Amt, 1952-1961 deutscher Botschafter). Behncke setzte sich gegenüber dem Rassenpolitischen Amt dafür ein, daß Ehen mit Japanern und die Kinder aus diesen Ehen nicht diskriminiert werden sollten.

selbst. Da sprang in aufopferndster Weise ein junger Engländer namens Neville in die Bresche und sorgte mit Umsicht und Tatkraft dafür, daß wenigstens das Notwendigste geschah. Neville war im Weltkrieg Flieger in der Royal Air Force gewesen, und es stellte sich bald heraus, daß er und einer der deutschen Besatzungsangehörigen der Junkers-Flugzeuge in demselben Luftkampfe gegeneinander gekämpft hatten. Nun war die Kameradschaft besiegelt, und es zeigte sich hier wie später so oft, daß Achtung und Verständnis für den Gegner am meisten bei den Soldaten zu finden sind, die einander mit der Waffe in der Hand gegenübergestanden haben. Widerliche Beschimpfungen fand ich hauptsächlich bei Menschen, die ihr Leben niemals für ihr Volk in Gefahr gebracht haben.

Als die deutschen Flugzeuge am 27. August 1926 auf dem kleinen Militärflugplatz bei Harbin landeten, fehlte es an Ehrungen nicht. Der Militärgouverneur der Provinz, General Shang Huan-hsiang, hatte es sich nicht nehmen lassen, persönlich mit seinem Gefolge zum Flugplatz zu kommen, wo auch eine Militärkapelle angetreten war. Er lud die deutschen Flieger zu einem Festessen an demselben Abend ein. Leider sind die großen Pläne, deren Verwirklichung dieser Versuchsflug einleiten sollte, aus politischen Gründen zunichte geworden. Der Luftverkehr zwischen Deutschland und China über Sowjetrußland ist ein schöner Traum geblieben. Auch die Briten wollten einen regelmäßigen Verkehr mit deutschen Flugzeugen über Indien nicht zulassen. Politische Eifersüchteleien ersticken im Keime die großen Gedanken.

Abreise in den Heimaturlaub

Vor Jahresende ging dann meine erste Amtsperiode in Harbin zu Ende. Es war für mich ein überaus reiches Jahr, das mir Bekanntschaften und Erfahrungen so vielseitiger Art brachte, wie es wenigen Menschen vergönnt ist. Ein Völkergemisch und ein Sprachengewirr umgaben mich dort, wie sie in der Welt nicht oft vorkommen. Was ich in Harbin im internationalen Verkehr erlernt und erfüllt habe, ist mir in späteren Jahren von großem Nutzen gewesen. Mit diesem Schatze trat ich im November 1926 einen längeren Heimaturlaub an. Ich hätte schon früher reisen sollen und mögen, denn meine Frau erwartete in Kürze die Geburt unseres vierten Kindes. Weil ich aber meinen Posten nicht verlassen durfte, trat meine Frau mit den Kindern am 18. August 1926 die Heimreise über Sibirien an. Ich folgte am 6. November. Schon am 28. Oktober hatten die Abschiedsfeiern begonnen, die mir in ihrer reichen Zahl und herzlichen Form zeigten, daß meine Bemühungen und meine Arbeit in Harbin einen freundlichen Widerklang gefunden hatten: Die Deutschen veranstalteten eine Feier im Deutschen Klub, der chinesische Militärgouverneur gab mir ein Abschiedsessen. Auf dem Bahnhof hatte sich eine große Menge eingefunden, darunter mehrere chinesische Generäle, der japanische Generalkonsul Amau, der italienische Konsul Maffei, Gekker vom Sowjet-Generalkonsulat, Generaldirektor Emschanow von der Eisenbahnverwaltung und viele andere Ausländer sowie last but not least der größere Teil der deutschen Gemeinde.

Vierzig Jahre Firma Bayer in Japan

Quelle: Verkauf Pharma Länderübersicht. Bayer Archiv Leverkusen (BAL), Sign. 1/6.6. 18.2, S. 233-258, Auszüge aus „Japan 1906-1945“.

War vor 1914 das später so große China-Geschäft ohne Belang, so war damals das Gegenteil bei Japan der Fall. Man war dort zunächst durch die Agenten-Firma Rohde & Co. vertreten. Im Jahre 1911 traten an deren Stelle eigene Niederlassungen unter der Firma Friedrich Bayer & Co. in Kobe und Yokohama bzw. Tokyo. Japan hatte in Medizin, Chemie und Pharmazie den Anschluß an den westeuropäischen Standard weitgehend erreicht. Pharmazeutische Spezialitäten unterlagen noch keinen hemmenden Einfuhrvorschriften.

Der Kriegszustand mit Japan trat am 23. August 1914 ein, da der ultimativen Forderung nach Preisgabe der deutschen Kolonie Kiautschou *[eigentlich*

„Pachtgebiet“] von Deutschland nicht entsprochen wurde. Nach 73-tätiger Verteidigung fiel den Japanern diese Kolonie in die Hände. Der Handelskrieg ging weiter.

Eine noch im Sommer 1914 in voller Blüte stehende Organisation war lahmgelegt. Der Leiter der pharmazeutischen Abteilung, Herr [Friedrich] Wex, war zur Verteidigung von Tsingtau eingezogen worden und geriet in japanische Kriegsgefangenschaft. Die übrigen deutschen Mitarbeiter konnten sich, innerhalb des Regierungsbezirks, frei bewegen. Für Reisen in andere Landesteile war eine besondere Genehmigung erforderlich, denn es bestand ständige Polizeiaufsicht. Die Firma vermochte in der ersten Kriegszeit unter wenig fühlbarer Aufsicht weiter zu arbeiten und aus dem vorhandenen Lager sowie aus den noch ankommenden Sendungen Verkäufe zu tätigen. Dieser

günstige Zustand fand aber 1916 durch ein „Gesetz betreffend Handel mit dem Feind“ ein Ende. Die Firma mußte ihre Tätigkeit ganz einstellen und die japanischen Angestellten entlassen.

In erheblichem Grad auf sich selbst angewiesen, hatten die Japaner bald mit Hilfe zahlreicher in Deutschland und anderwärts geschulter Chemiker begonnen, eine eigene chemische Großindustrie aufzubauen und deren Erzeugnisse auch zu exportieren. So fand Acetylsalicylsäure ihren Weg bis nach Südamerika, man ging aber auch an andere Präparate heran.

1919-1925

Diesen Strukturwandel des zuvor für deutsche pharmazeutische Erzeugnisse so aufnahmebereiten Marktes mußte man bei den Vorbereitungen für den neuen Anfang im Auge behalten. Die Verschiffung der Ware scheint dann ziemlich rasch möglich gewesen zu sein, denn für 1920 sind bereits wieder Umsätze ausgewiesen. Hauptprodukte waren damals u.a. Aspirin und Somatose. Feinchemikalien erfreuten sich ebenfalls guter Nachfrage, insbesondere von Seiten der Bayaku-Fabrikannten. Salicylsäure diente zur Konservierung des „Sake“, des Reisweins, und wurde in sehr erheblichen Mengen laufend abgesetzt.

Der Hauptsitz der Firma blieb in Kobe und Herr F. Wex ihr kaufmännischer Leiter. Im Jahre 1923 kam dann als Leiter der wissenschaftlichen Abteilung Herr Dr. A. [Anton] Mertens heraus, der den Ausbau der Werbeorganisation und die Beziehungen zu der japanischen Klinikerschaft vertiefte. Die Filiale in Yokohama wurde nach dem großen Erdbeben vom 1. September 1923 nach Tokyo verlegt.

Das japanische Verkaufssystem war eigenartig. Es pflegte zwischen den Fabrikanten bzw. Importeur und die Gesamtheit der Großhändler einen Monopolisten einzuschalten, der Mindest-Jahresmengen abzunchmen hatte. Als Gegenleistung erhielt er einen Vorzugspreis und evtl. auch Propagandazuschuß, denn die Ausführung der populären Werbung lag in Händen des Monopolisten. Als solche war für Bayer die bedeutendste der japanischen Großhandlungen die Firma Takeda in Osaka tätig.

1926-1939

Die Zusammenfassung des Vertriebs der pharmazeutischen Erzeugnisse der I.G. Farben bei der Bayer Yakuhin Gomei Kaisha und drei Jahre später auch die Hinzunahme der Behring-Produkte bereitete in Japan etwas mehr Schwierigkeiten als in den meisten anderen Ländern. Hier waren alle Firmen gut vertreten gewesen und hatten für ihre Hauptprodukte z.T. mit bestimmten namhaften

Monopolisten langfristige Sonderabmachungen getroffen, die nicht ohne weiteres gekündigt oder abgelöst werden konnten. Das Hoechst Sortiment, das durch die „Ceibco“ verkauft worden war, konnte leicht übergeleitet werden. Von den deutschen Angestellten wurde Herr [Ernst Otto] Birkenbeil übernommen. [...]

In den Jahren zwischen 1926 und 1939 machte Japan größte politische und wirtschaftliche Anstrengungen, um sich angesichts des beginnenden Zerfalls der europäischen Vorherrschaft in Ostasien eine eigene gut fundierte Vormachtstellung zu sichern. Darum sah man sich verleitet, in den in China wütenden Bürgerkrieg gewissermaßen zum Schutz eigener Interessen einzugreifen. Japan erlangte dabei 1932 die Herrschaft über die Mandchurei und nahm 1935 und 1937 noch weitere bedeutende Teile Chinas in Besitz. Die wirtschaftlichen Hilfsquellen Japans waren somit aufs äußerste angespannt, und die Regierung mußte sehen, sie funktionsfähig zu erhalten. Es kam zu einer Lenkung des Außenhandels und zu entsprechenden Autarkie-Bestrebungen. Man muß sich diese Dinge bei Betrachtung des Pharma-Geschäftes vor Augen halten, weil sie seine weitere Entwicklung tiefgehend beeinflussten! Zunächst allerdings gelang es Herrn Wex, das Geschäft bis 1931 auf einer kräftig aufwärts strebenden Entwicklungslinie zu halten. Dann aber fiel es infolge der staatlichen Einfuhrdrosselung jäh ab. Des weiteren kamen Nachahmungen auf den Markt. Dadurch aber wurde nun die Hoffnung Leverkusens zunichte, durch verstärkte Belieferung der Bayaku-Fabrikanten Ausfälle im Spezialitätengeschäft ausgleichen zu können. Mit dem im Jahre 1932 einsetzenden Absinken des Yen-Kurses stiegen bald auch die Lebenshaltungskosten, und es kam zu Preissteigerungen. Man mußte sich zu Preisangleichungen entschließen, womit dem Übel dann wirksam begegnet werden konnte, wenn auch unter gewissen Umsatzeinbußen.

Da zwei der führenden Monopolisten (Takeda und Shionogi) sich nun zu Fabrikanten von Konkurrenzprodukten entwickelten und unter staatlicher Förderung auch eine „Japanese Drug-Export-Association“ entstand, hielt man es bei „Bayer“ für geboten, nicht mehr allein auf deren Vermittlerdienste angewiesen zu sein. Man bildete ein über das ganze Land verteiltes Netz von Vertrauensapotheken, die zu Vorzugspreisen beliefert, die unverzügliche Abgabe der „Bayer“-Spezialitäten gewährleisten sollten.

Zur Unterstützung von Herrn Wex traf im August Herr F. [Fritz] von Behring aus Leverkusen ein, der 1933 sein Nachfolger in der kaufmännischen Leitung wurde. Die wissenschaftliche Leitung be-

hielt Herr Dr. Mertens bis zu seiner Berufung nach Leverkusen. Ihn sollten die Ärzte Dr. Ronnefeld und etwas später Dr. Schwertfeger ersetzen. Da es ihnen aber nicht lange in Japan gefiel, wuchs mit der Zeit der 1927 herausgekommene und durch Heirat im Lande fest verwurzelte Dr. [Otto] Ritter in Kobe immer mehr zum wissenschaftlichen Leiter heran [siehe S. 19-21].

Im Laufe der Zeit hatte man auch die Organisation erweitert, es entstanden Stützpunkte in Taihoku auf Formosa, in Sapporo (Hokaido) und Fukuoka (Kiushiu). [...] Die Zahl der direkten Kunden im Binnenland, die als „Inlandhändler“ zu bezeichnen waren, hatte sich auf 83 erhöht. Die Grossisten hatten inzwischen über die neue verkaufstaktische Maßnahme von Bayer

Klarheit gewonnen, erhoben jedoch keine Vorwürfe. Sie hatten jetzt keine beherrschende Stellung mehr, wußten aber andererseits, daß sie doch nicht entbehrlich waren. Als Gegenmaßnahme räumten sie ihren Kunden Sonderkonditionen ein.

Die Geschäftslage blieb 1937 unruhig. Das anfänglich flau Chemikaliengeschäft belebte sich gegen Mitte des Jahres erheblich, weil Einfuhrkontrollen drohten. Für das pharmazeutische Geschäft war nun ein Wendepunkt eingetreten. Die einheimische Industrie fühlte sich stark genug, den Bedarf im wesentlichen allein befriedigen zu können. Es begann eine amtliche Propaganda gegen importierte Pharmazeutika. Zugunsten der japanischen Nachahmungen wurden Synonymen-Listen ausgegeben. Auf lange Sicht hätte man voraussichtlich nur mit weitgehender Verlagerung der Fabrikation nach Japan dort das mit so viel Mühe und Zuversicht aufgebaute Geschäft auf bedeutender Höhe halten können.

1939-1945

In den ersten Kriegsjahren verstärkte sich weiterhin das Autarkiebestreben. [...] Inzwischen hatte Herr von Behring Japan bereits 1939 verlassen und war nach Shanghai übergesiedelt. Ihm oblag später die Verteilung der mit den verschiedenen Blockadebrechern angekommenen Waren auf die einzel-

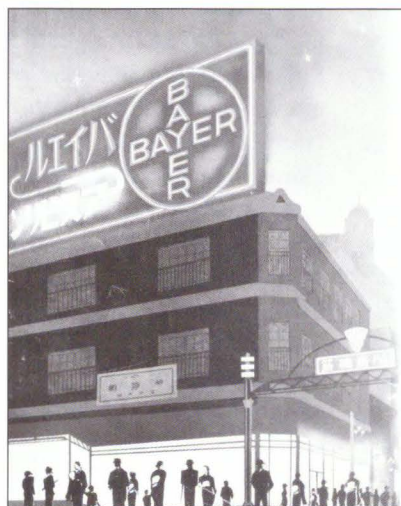
nen Länder. Er behielt die Oberleitung des gesamten Fernost-Geschäfts. In Japan übernahm Herr [Adolf G. E.] Zaertling die Leitung und führte sie bis zum Schluß mit viel Umsicht und Geschick. Im November 1939 kam aus Singapur als neuer wissenschaftlicher Mitarbeiter Dr. A. Peters hinzu. Man übertrug ihm die Ausweitung der örtlichen Fabrikation, die in den letzten Kriegsjahren für die

Aufrechterhaltung des Geschäfts recht wichtig gewesen ist.

Nach dem Eintritt Japans in den Krieg [Dezember 1941] fand noch eine Reihe von Blockadebrechern, die von deutscher und japanischer Seite in Fahrt gesetzt waren, mit wertvollster Ladung ihren Bestimmungshafen, bis die gegnerische Abwehr so stark wurde, daß sie diesen Versorgungsweg abriegeln konnte. Nachdem im Juni 1941 [durch den Rußlandfeldzug] die letzte deutsche Postverbindung mit Deutschland, über Sibirien, unterbrochen war, begann man in Kobe, Ogi und Tokyo Tagebücher zu führen, in denen alle jeweils bearbeiteten wichtigeren Geschäftsvorgänge verzeichnet wurden.

Die sich von einem Kriegsjahr zum anderen immer deutlicher abzeichnenden und steigenden Nöte im Binnengeschäft waren im wesentlichen dieselben wie auch in Deutsch-

land: Einberufungen, Schwierigkeiten der Materialbeschaffung, Behördenbürokratie, Brennstoffknappheit, zunehmende Desorganisation des Verkehrswesens und damit einhergehende Minderung der Leistungsfähigkeit von Post, Telegraph und Telephon sowie Beraubung von Warensendungen. Seit Beginn des Jahres 1945 mußte man mit schweren Bombenangriffen rechnen, und es wurden die notwendigen Vorkehrungen getroffen. Man hatte Waren, Fabrikationsmaterialien und Dokumente in die Privatwohnungen einzelner außerhalb Kobes wohnender deutscher Mitarbeiter ausgelagert. Bayer-Kobe hatte bereits im Mai 1942 die Büroräume im Sumitomo-Building freigeben müssen. Eine dem vorhandenen Geschäftsumfang genügende Unterkunft fand sich bei der deutschen Firma Winckler & Co. [siehe *StuDeO-INFO April/September/Dezember 2008*], Isobedori I chome 5/7, bis das Haus in der Nacht vom 16./17. März 1945 während eines großen Bombenangriffs ausbrannte. Man konnte in einem der Fabrikation dienenden Gebäude in Ogi so lange weiterarbeiten, bis im Frühjahr 1946 klar geworden war, daß die US-Militärregierung die Wiederaufnahme der geschäftlichen Betätigung der Bayer-Yakunin Gomei Kaisha nicht mehr zulassen würde und die zwangsweise Heimbeförderung aller von Leverkusen entsandten deutschen Angestellten bevorstand.



*Die Brücke. Nachrichtenblatt der Verkaufsgemeinschaft „Bayer“, 6. Jg., Heft 5, Mai 1936, Rückseite
Quelle: StuDeO-Archiv *1624*

Taifun über Ashiya

Otto Ritter

Erstabdruck: Die Brücke. Nachrichtenblatt der Verkaufsgemeinschaft „Bayer“, vermutl. 4. Jg., Heft 12, Dez. 1934, S. 283-287 (StuDeO-Archiv *1623). Dr. Otto Ritter (1899-1984) war wissenschaftlicher Mitarbeiter in der Pharmazeutischen Abteilung der Firma „Bayer-Meister Lucius Yakuhin Gomei Kaisha“ [*Pharmazeutika OHG*] in Kobe (siehe S. 16-18).

„Tand, Tand ist das Gebild“ aus Menschenhand“ Was bei Katastrophen jeglicher Art den Außenstehenden, nachdem er die nackten Tatsachen den Zeitungen entnommen hat, außer Bildern am meisten interessiert, sind Augenzeugenberichte. Jedermann fragt sich, wie wäre es wohl mir dabei ergangen? Hätte ich rasch richtig handeln können? Und schließlich: Wie wirkt sich eine Katastrophe auf den Einzelnen aus? Unter diesem Gesichtspunkt möchte ich kurz berichten, wie es mir jüngst bei dem Taifun erging, von dem ich als einziger der Bayer-Kaisha Japan direkt betroffen wurde.



Dr. Otto Ritter

Nachdem es am Donnerstag, dem 20. September [1934], den ganzen Tag über drückend schwül und abnorm heiß gewesen war, brachte endlich der Abend eine leichte Abkühlung, die von dem aus Richtung Okinawa heranziehenden Taifun kam. In der Nacht brach er dann los, zuerst schwach, dann aber immer stärker werdend. In den japanischen Abendzeitungen war eine Warnung erschienen, die Bevölkerung solle sich am Freitagvormittag in acht nehmen, weil der gemeldete Taifun den letzten, der vor knapp vierzehn Tagen die Küste entlang gezogen war, an Stärke bei weitem übertreffen werde. Von dem hatten wir im Kobe-Osaka-Bezirk nur den Ausläufer zu spüren bekommen, der dennoch sehr heftig war. Die ganze Nacht von Donnerstag auf Freitag stürmte und regnete es ganz ungewöhnlich stark. Merkwürdig – ich konnte keinen Schlaf finden und wälzte mich herum; ähnlich erging es meiner Frau, die plötzlich aus einem Traum aufschreckte. Es war ihr, als würde sie, auf dem Meer schwimmend, von einer unsichtbaren Kraft in die Tiefe gezogen. Ich finde das deswegen so merkwürdig, weil uns bisher keiner der vielen Taifune,

die wir erlebt hatten, uns je im Schlaf in bemerkenswerter Weise hätte stören können, auch wenn das Haus wie eine Wiege im Sturm hin und her geschwankt hatte, wie das bei unserem früheren Haus in den Rokko-Bergen, das sehr exponiert lag, geschehen war. Hier in Ashiya dagegen, an der Küste, mitten zwischen anderen Häusern in geschützter Lage, sollte kein Anlaß für irgendwelche Befürchtungen vorliegen.

Schäden im und am Haus

Froh, endlich die unruhige Nacht hinter uns zu haben, saßen wir um 7 Uhr morgens am Kaffeetisch, als der Sturm derart answoll, daß wir uns eines eigentümlichen Gefühls nicht erwehren konnten, zumal weil das Brausen des Meeres immer stärker zu werden schien. Jetzt fiel auch noch der Strom aus. Auf die Straße zu gehen wäre bei diesem Sturm lebensgefährlich, weil überall Ziegel von den Dächern heruntergeweht wurden. Um der Gefahr, bei diesem Unwetter davon verletzt oder erschlagen zu werden, aus dem Weg zu gehen, beschloß ich, mit einem Taxi zur Schnellbahn-Station zu fahren. Trotz mehrfacher Versuche war die Taxizentrale per Telefon nicht zu erreichen. Ich wollte meinem Ärger über das Versagen des Telefons in dem Moment, als ich es am dringendsten gebraucht hätte, gerade Luft machen, als ich sah, wie die Straße sich in einen reißenden Strom verwandelte und zugleich schon schwarz aussehendes Wasser unter dem Gartenzaun in den Garten eindrang. Ehe ich das meiner Frau mitteilen konnte, gab mit einem Krachen der ganze Zaun nach, und eine Flutwelle von schwarzem Seewasser, durchsetzt mit Schlamm und sonstigem Unrat, ergoß sich in den Garten. „Meine schönen Blumen“, rief meine Frau, als uns das rapide weitere Ansteigen des Wassers belehrte, daß unsere Lage in Kürze lebensgefährlich werden würde. Blitzschnell mußten wir die Situation mit allen ihren Eventualitäten erfassen. Zu fliehen war unmöglich – dafür stand das Wasser schon zu hoch und strömte zu stark. Es blieb uns also nichts anderes übrig als auszuharren und abzuwarten, wie hoch das Wasser ansteigen würde. Auf Rettung von außen durfte man nicht hoffen, da alle Anwohner ebenso wie wir vom Taifun betroffen waren. Innerhalb weniger Minuten verschloß ich, während meine Frau Trinkwasser und einige Lebensmittel in den ersten Stock brachte, die Sicherheitstüren hinter der Haupteingangstür, die mit ihren Glasfenstern einem stärkeren

Wasserdruck kaum standhalten würde. Unseren zwei Jahre alten Bub¹ hatte inzwischen unsere Amah schon in den 1. Stock gebracht, als das Wasser die Glasfenster und Holztüren durchbrach und sich in wildem Strom durch den Flur in das Haus ergoß. Von allen Seiten drang das Wasser ein, nachdem sich die dünnen Lehm-Mörtelflächen von dem Holzgeflecht im Inneren der Wände gelöst hatten. „Vorsicht, Eisschrank!“, rief ich meiner Frau noch gerade rechtzeitig genug zu, um sie diesem von den Fluten erfaßten Möbel ausweichen zu lassen. Schnell zog ich einen Badeanzug an, um so aus dem Erdgeschoß die Kinderbadewanne zu holen für den Fall, daß das Wasser bis zum ersten Stock steigen sollte, wobei mit Sicherheit zu erwarten war, daß das Haus genügend Auftrieb durch das Salzwasser erhalten würde, um in kurzer Zeit umzukippen. Falls das eintreten sollte, wollten wir unseren Bub in die Wanne setzen, während wir Erwachsenen schwimmen und uns an Trümmerteilen festhalten wollten. Glücklicherweise blieben wir aber davon verschont. Voller Schrecken fiel mir jetzt ein, daß unsere treue Schäferhündin Psyche noch im Zwinger eingesperrt war. Auf den Hof zu kommen war ganz unmöglich, so daß ich sie ihrem Schicksal überlassen mußte. Das meinte es aber gut mit ihr, denn als das Wasser hoch genug gestiegen war, gelang es ihr, dem Zwinger zu entkommen und ins Haus zu schwimmen, wo sie sich auf einem Sofa ängstlich niederließ. Das alles spielte sich innerhalb von etwa zehn Minuten ab. Man muß sich einmal in unsere Lage versetzen: Von der Außenwelt vollkommen abgeschnitten, blickten wir aus dem Fenster im 1. Stock auf das steigende Wasser, auf den Strom auf der Straße, worin in wirrem Durcheinander Bretter und Kisten, vor allem die Müllkisten, die vor jedem japanischen Haus stehen, angeschwommen kamen. Von den Nachbarn war nichts zu sehen, so daß wir nicht wußten, ob wir nicht überhaupt die einzigen in dieser Gegend waren; möglicherweise hatten sich die anderen Leute noch rechtzeitig in Sicherheit bringen können. Aus den Zimmern im Erdgeschoß hörten wir das Wasser gurgelnd und glucksend in die Räume eindringen. Dumpfes Fallen deutete an, daß wieder eines der schwereren Möbelstücke, vom Salzwasser angehoben, umgekippt war. So fielen der Reihe nach der schwere Bücherschrank, das Büfett, der Schreibtisch in das schmutzige Wasser. Dauernd beschäftigten uns die Fragen: Wie weit wird das Wasser noch steigen, wird das Haus halten, werden nicht evtl. die leichten Fundamente unterspült, so daß uns auch von da her Gefahr drohte. Da nichts zu retten war, holte ich jetzt meine Ka-

mera und den Kino [*Filmkamera*] hervor und versuchte, einige Aufnahmen zu machen. Bei dem rasenden Sturm und dem starken Regen war das sehr schwierig, mußten doch die verregneten Fenster, die keinen klaren Durchblick gestatteten, jedesmal einen Spalt breit geöffnet werden. Mehrere Male mußte der Apparat wieder hereingeholt werden, weil Regentropfen das Objektiv getroffen hatten.



So sah es bei Dr. Ritter aus!

Quelle: Ebd., S. 283

Plötzlich merkten wir, daß der Wind nach einem kurzen Abflauen gedreht hatte und nun erneut heftig wehte, ein Zeichen dafür, daß das Taifun-Zentrum gerade vorbeigezogen sein mußte. Erleichtert atmeten wir auf, denn jetzt schien alle Gefahr vorüber. Ein Blick auf das Wasser zeigte, daß es wieder zurückfloß. Ich begab mich sofort nach unten, um alle Türen, die vom abfließenden Wasser zugeedrückt waren, zu öffnen, damit das Wasser und vor allem der Schmutz leichter abfließen konnten. Etwa eine halbe Stunde später hatten wir kein Wasser mehr in der Wohnung. Aber wie sah sie aus! Einfach unbeschreiblich! Das Wasser hatte überall eine dicke schwarze Schlammdecke von 1 bis 2 cm hinterlassen. Von den Wänden war, soweit sie im Wasser gestanden hatten, der Lehm-Mörtel abgefallen und hatte sich, mit dem Schlamm vermischt, auf dem Fußboden verteilt. Alle Teppiche, die Möbel, der Flügel waren von dem Schlamm, der widerlich nach verfaulendem Fisch roch, bedeckt. Die Schränke, der Schreibtisch und andere Möbel waren so verquollen, daß sie nicht zu öffnen waren. So standen meine Frau und ich vor einem Bild der Zerstörung, das die Räume, die mit so viel Liebe eingerichtet waren, boten. Der erste Gedanke war, alles liegen und stehen zu lassen und ein neues Haus zu suchen, ein Gedanke, der wohl jedem anderen auch gekommen wäre. Vielleicht hat das auch Schiller im Auge gehabt, als er sagte: „...greift mutig dann zum Wanderstabe...“ Ein Umzug kam aber unter den jetzigen Verhältnissen nicht in Frage.

¹ Otto Ritter jun., StuDeO-Mitglied.

Das Leben geht weiter

Auf der Straße war schon viel Wasser abgelaufen, es stand aber immer noch so hoch, daß Boote fahren konnten. Zuerst kam ein Boot, bemannt mit drei jungen Leuten der "Young Men's Association", die nur Kinder retten wollten, wo das erbeten würde. Da aber alle Gefahr vorüber zu sein schien, fuhren sie ohne irgendein Kind mitzunehmen, weiter. Den nächsten Besuch statteten uns zwei Polizeibeamte ab, die sich erkundigten, wie es uns ergangen sei, und von größeren Unglücksfällen, Einstürzen etc. berichteten. Nach und nach lief das Wasser ab, so daß man die Straße wieder begehen konnte, wenn auch an vielen Stellen noch eine Menge Wasser stand. Aus allen Häusern kamen Leute, denen man ansehen konnte, daß sie froh waren, den Gefahren entronnen zu sein. Alles strömte zum Strand, wo die Verwüstungen am schlimmsten sein mußten. Auch wir überzeugten uns davon, was für Schäden eingetreten waren. Die großen dicken Steinmauern am Strand waren durchbrochen, große Betonwände lehnten an Mauerresten, wie von Riesenhand hingestellt. Manche Häuser waren ganz zusammengestürzt. Auf dem Meer, nicht allzu weit vom Strand, trieb das Wrack eines Fischerbootes, bei dem jegliche Hilfe zu spät käme. Sehr schlimm war es auch den Bewohnern von Bungalows ergangen, die sich in Ermanglung eines 1. Stockes auf den knappen Raum zwischen Dach und Zimmerdecke hatten retten müssen. Alle ihre Habe hatte das Seewasser durchnäßt und zerstört.

Alles in allem hat das Wasser in unserem Garten über 1,80 m und in unserem Haus über 1 m hoch gestanden. Überall begannen die Bewohner, ihre Häuser zu reinigen. Auch für uns wurde die Frage akut, was tun und wo anfangen. Weitere an diesem Tag besonders notwendige Hilfskräfte waren in Ashiya nicht zu bekommen, da alle Leute bei sich selbst genug zu tun hatten; von auswärts war auch keine Hilfe zu bekommen, da alle Verbindungen unterbrochen waren. Das Unangenehmste war, daß alle Brunnen durch das Seewasser mit Unrat und Schlamm verunreinigt waren, dazu kein Strom für die Motorpumpe, so daß wieder auf die altbewährte Handpumpe zurückgegriffen werden mußte. Hier setzte aber sofort die tatkräftige Hilfe der Behörden ein. Wasserwagen, gezogen von zwei Kulis, fuhren durch die Straßen, und von Haus zu Haus wurde gefragt, wieviel Wasser benötigt würde, das dann sogar gratis abgegeben wurde.

Inzwischen war es nahezu windstill geworden, und später wagte sich auch noch die Sonne hervor. Am Nachmittag erschienen schon die ersten Anschläge mit der Aufforderung, alle Brunnen mit Chlorkalk zu desinfizieren. Die „Arutsenai“ [Arznei] dazu wurde gratis von der Polizei abgegeben. Später

wurden dann allen Haushalten Zettel mit derselben Anordnung zugestellt. Diese Desinfektion ist hier besonders wichtig, weil dauernd Typhusfälle vorkommen.

Ein Essen zuzubereiten war an jenem Tage ganz unmöglich. Restaurants, die europäische Speisen anbieten, gibt es in Ashiya nicht. So mußten wir froh sein, aus einem japanischen Restaurant ein einfaches japanisches Essen zu bekommen, und zwar oyakodonburi, zu deutsch „Mutter und Kind in der Schüssel“, wobei es sich um das beliebte Gericht „Hühnerfleisch und Eier auf Reis“ handelt.

Über die Aufräumarbeiten ist nicht viel zu berichten. Am nächsten Tag wurde der Brunnen soweit möglich gereinigt. Im allgemeinen wird hierzu der Brunnen ganz leergeschöpft. Jetzt erwies sich das als unmöglich, weil infolge des hohen Grundwasserstandes das Wasser nicht so schnell ausgeschöpft werden konnte, wie es zulief. So wurde nur eine Stunde lang geschöpft, um nach Möglichkeit wenigstens das zugeflossene Schmutzwasser zu entfernen. Immer noch enthält das Brunnenwasser ziemlich viel Salz, weil die Erde überall vom Salzwasser durchtränkt war. Glücklicherweise war das Wetter die nächsten Tage schöner, so daß die vielen Obdachlosen, vor allem die Fischer, trocken in den primitiv hergerichteten Baracken hausen und ihre nasse Habe trocknen konnten.

Die Japaner sind ja besonders höflich, wie man daran wieder erkennen konnte, daß der Bürgermeister sämtlichen in Mitleidenschaft geratenen Einwohnern einen Beileidsbesuch abstattete, das omimai. Das heißt, er kam dazu nicht persönlich, sondern schickte einen Boten, der überall entsprechende Visitenkarten abgab.

Das ist in kurzen Umrissen mein Erlebnis bei dem Taifun, der mit der in Kobe gemessenen Windstärke von 60 m pro Sekunde den Weltrekord hält. Möglicherweise war die Windstärke noch größer; das Observatorium in Kobe kann nämlich mit seinen Apparaten nur maximal 60 m messen.

Länger als einen Monat wird es dauern, bis unser Haus wieder einigermaßen wohnlich hergerichtet sein wird. Demgegenüber ist die Zeit, die der Mensch zum „Abreagieren“ braucht, bedeutend kürzer, denn schon heute, nach gerade einmal einer Woche, kommt mir alles nur noch vor wie ein böser Traum. Ein Trost ist uns dabei auch noch geblieben, und zwar daß eine derartige Katastrophe nur alle sechzig Jahre vorkommen soll.²

² Bereits vier Jahre darauf, am 5. Juli 1938, brach die „große Flutkatastrophe“ über das benachbarte Kobe herein; siehe StuDeO-INFO Dezember 2013, S. 19.

Meine Kindheit in Niederländisch-Indien, in Lagern, zumal auf Onrust, verbracht

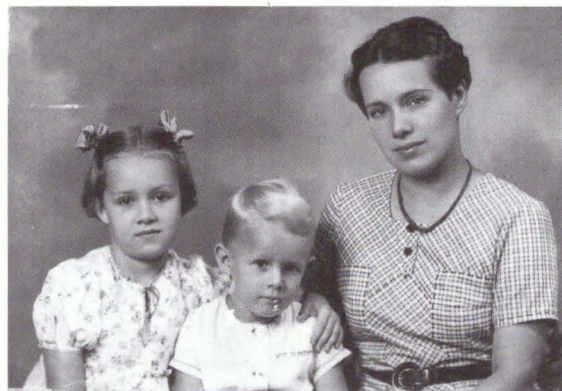
Helmut Hausknost

Quelle: Helmut Hausknost: Der Smaragdgrütel, die Lederhose und der Mokassin. Eine achtzehnjährige Lehr- und Entdeckungsreise. Memoiren. – Manuskript: Des Verfassers Übersetzung des Originals aus dem Englischen, 168 S., 2012 (StuDeO-Archiv *2542).¹

Überblick: Helmut Hausknost wurde am 20. Januar 1936 in Malang geboren, einer Stadt in Ost-Java, südlich von Surabaya, gelegen. Sein Vater, Walter Hausknost, war Österreicher und seine Mutter, Charlotte Slooff, eine in Padang (gelegen an der Westküste Sumatras) geborene Holländerin. Als Deutschland am 10. Mai 1940 die Niederlande überfiel, wurde sein Vater gefangen genommen. Er verbrachte die nächsten sechseinhalb Jahre in Internierungslagern auf Sumatra und in Britisch-Indien (siehe sein Portrait S. 47).

Mutter Hausknost verlor im Mai 1940 ihre Stellung als Lehrerin, denn sie war ja durch ihre Heirat und dann durch den „Anschluß“ Österreichs am 13. März 1938 Deutsche geworden. Ihre Lage in Sukabumi wurde unhaltbar. Sie zog mit Helmut und seiner Schwester Herta (geb. 1933) zu ihren Verwandten nach Sumatra. Bald konnte sie es, als „Staatsfeindin“ geltend, in der holländischen Gemeinschaft nicht mehr aushalten und beschloß, in einem von der Kolonialregierung eingerichteten Internierungslager für deutsche Frauen und Kinder Unterkunft zu suchen. Sie wählte das Lager Taroeung, weil sich dort Schwestern der protestantischen Rheinischen Mission befanden. Mutter und Kinder verbrachten die nächsten achtzehn Monate hier, aber auch in anderen Internierungslagern, und zwar in Camp Raja und Fort de Kock (Bukittingi). 1942 von den japanischen Invasoren befreit, wurden sie in Privathäusern untergebracht, deren holländische Bewohner zuvor von den Japanern interniert worden waren. Nach wie vor führten die Missionsschwestern auch hier die deutsche Gruppe an. Mitte 1942 brachte man sie nach Padang, dem Geburtsort von Mutter Hausknost. Die Schwestern gründeten die „Deutsche Schule in Padang“, die Japaner stellten das Haus und die Möbel.

¹ Original: Helmut Hausknost: From Down the Other Side. Shoreline Press, Ste-Anne-de-Bellevue, Québec/Canada (2009), 324 S.; ISBN 978-1-896754-71-0; StuDeO-Bibl. Nr. 3294.



Medan, September 1941: Dieses Bild erreichte Vater Hausknost noch im Camp Lawé Sigala-gala, Alas Valle



Padang 1944: Ich, Herta und die Guther-Kinder, dahinter Mutti, „Onkel“ Nishimura, Frau Guther, Schwester Nellie



Britisches Lager, Padang 1946: Hinten Mitte Schwester Lydia, rechts neben ihr Herta, ich vorne, 3. Kind v. links

Die Nachricht von der Kapitulation Deutschlands am 8. Mai 1945 veränderte die bisher positive Einstellung der Japaner den Deutschen gegenüber ins Negative. Mit der Kapitulation Japans im August endete auch in Niederländisch-Indien der Krieg. Kommunisten und andere Extremisten tauchten aus dem Untergrund auf, und Sukarno rief am 17. August die unabhängige Republik Indonesien aus.

Zunächst übernahm jedoch Großbritannien die Verwaltung des Landes und quartierte die deutschen Frauen und Kinder zu ihrem Schutz gegen Extremisten in das Lager "North Rapwi Bloc" bei Padang um. Nach etwa einem Jahr erschien niederländisches Militär, das sie alle auf der Insel Onrust vor Batavia/Jakarta zusammenpferchte, von wo aus sie im Juni 1947 nach Deutschland repatriert wurden. In Österreich erwartete sie Walter Hausknost schon, doch da er im Nachkriegsösterreich keine Zukunft für sich und seine Familie sah, wanderten die Hausknosts 1953 nach Kanada aus.

Den nachfolgenden Auszügen aus „Kapitel VIII Inselparadies“ (S. 56-72) seien diese Zeilen aus dem Vorwort des Verfassers vorangestellt: „Es kam besonders durch das viele Durchlesen und das Bearbeiten des Manuskripts, daß mir bewußt wurde, was für eine außergewöhnliche Rolle meine Mutter in unserem Leben gespielt hat. Wo würden wir heute sein, wenn nicht ihr sicherer Instinkt, ihr Glaube, ihre Bescheidenheit und ihre Liebe uns alle getragen hätte?“

Verlegung nach Onrust im Herbst 1946

Eines Tages erschienen im britischen Lager niederländische Offiziere. Mutti sagte, sie seien gekommen, um ihre Kolonie wieder aufzubauen nach den Verheerungen des Krieges und der japanischen Besatzung. Ausdruckslos betrachteten sie uns, als wären wir ein Problem, kein „guten Tag“, kein Lächeln, kein Wort. Bald sprach es sich herum, daß wir wieder einmal irgendwo anders hingebacht werden sollten. Auch diesmal hieß es, daß wir nur das Allernötigste mitnehmen dürften, und das bedeutete, daß sich Mutti nun von den letzten paar Büchern trennte, unter denen sich auch meine illustrierte Kinderbibel befand.

Diesmal sollte unser Ziel eine Insel sein in der Bucht von Jakarta. Eine von vielen kleinen Inseln, die zusammen den Namen „Tausend Inseln“ tragen. Unsere hieß Onrust, das bedeutet soviel wie Unruhe. Mutti sagte, hier sei in Friedenszeiten eine Quarantänestation gewesen für heimkehrende Mekkapilger. Die Hadjis mußten dort eine Weile verweilen, bis man sicher war, daß sie keine schlimmen Krankheiten aus den arabischen Ländern mitgebracht hatten. Sie wußte auch, daß Onrust am Anfang des Krieges eine Zeitlang als Internierungslager für deutsche Männer gedient und daß Vater eine kurze Zeit dort verbracht hatte, ehe er nach Sumatra abtransportiert wurde. Nun sollten auch wir, sechs Jahre später, hier festgehalten werden. Für wie lange? Es sollten sieben Monate werden, so bestimmten es das Schicksal und die niederländischen Autoritäten. Man erklärte uns, daß

Onrust „nur ein Konzentrationslager“ sein sollte, von wo aus alle Angehörigen der ehemaligen Achsenmächte, also Deutsche, Österreicher und Italiener, nach Europa repatriert würden.



Insel Onrust 1940

Für die Missionsschwestern und die Mütter unserer kleinen Padang-Gemeinde war dies der Anfang, der erste Schritt der Heimreise. Mit der Vorfreude auf ein glückliches Wiedersehen kam aber auch die Furcht vor einem zerstörten Land und vor fragmentierten Familien auf. Mutti warnte uns immer wieder, nichts anderes zu erwarten als Kälte, Hunger und Entbehrung. Das hatte sie alles gelesen und gehört. Für uns aber war dieser Schritt nur ein Sprung in ein neues Abenteuer. Ich konnte es kaum abwarten, das Meer wiederzusehen, Salzwasser zu kosten und vielleicht einen Fisch zu fangen. Das britische Lager hatte keine Geheimnisse mehr zu bieten, ich kannte dort alle Winkel und Ecken.

In der Frühe eines trüben, nassen Morgens bestiegen wir die Lastwagen. Jahre der Vernachlässigung hatten aus den Straßen einen Hindernislauf von Schlaglöchern gemacht, und langsam und holpernd suchten sich die Fahrer einen Weg hindurch. Zum ersten Mal seit langem befanden wir uns außerhalb der schützenden Stacheldrahtumzäunung, auf offenem Gelände, und einen Moment lang mußte ich an die Extremisten denken. Es passierte aber nichts, und mir wurde nicht einmal übel.

In Emmahaven, dem Hafen von Padang, hielten die Lastwagen auf dem Kai an. Weit draußen, auf einem grauen, nebligen Spiegel schwebte der Umriss eines Dampfers. Als die Barkasse uns näher heranbrachte, sahen wir ein prächtiges Schiff vor uns mit grauem Rumpf, weißen Aufbauten und gekrönt von zwei schwarzen Schornsteinen. Die „Willem Ruys“ war wirklich ein imposanter Anblick. Als nächstes fanden Mutti, Herta und ich uns in einer eigenen Kabine wieder, nur für uns drei bestimmt, geräumig mit weißer Bettwäsche und viel Licht, nicht die blaue Funzel wie auf dem anderen Schiff damals, vor langer Zeit. Morgens wurde zum Frühstück geläutet von jungen javanischen Männern in Batik-Uniformen, die mit gedämpften Klöppel-

schlagen auf Messinggongs sanfte Melodien erzeugten. Es war einfach überwältigend, und das einzige Essen, an das ich mich erinnern kann, war Eisbein mit Sauerkraut und Salzkartoffeln. Für mich war das eine höchst fremdartige Kost, aber in Muttis Gesicht zeigte sich Entzücken. Das große Schiff trug uns bei Wellenrauschen die Küste entlang und dann in die Meerenge, die Sumatra von Java trennt. In nur zweieinhalb Tagen erreichten wir Tanjung Priok, den Hafen von Batavia.

Das Schiff war funkelnagelneu, und ich nehme heute an, daß wir als Passagiere einer Probefahrt diese kurze Reise machten. Regelmäßigen Linienverkehr zwischen Rotterdam und Batavia gab es erst ab Frühjahr 1947. 1965 nach Italien verkauft, transportierte das Schiff unter dem Namen „Achille Lauro“ etliche Jahre lang Auswanderer nach Australien. 1985 wurde es in der ganzen Welt bekannt, als es im Mittelmeer von einer kleinen Gruppe palästinensischer Terroristen gekapert wurde. Ein körperbehinderter jüdisch-amerikanischer Tourist kam dabei ums Leben. Das Ende kam 1994, als das Schiff vor der somalischen Küste in Brand geriet und sank.

Niemand konnte ahnen, was für dieses schöne Schiff in den Sternen stand, als wir auf Reede ankerten. An der Hafeneinfahrt und diesseits der Mole sah ich ein paar Masten, Schornsteine und sonstige Wrackteile aus dem Wasser ragen, Zeugen der Kriegsgewalt, die hier vor kurzer Zeit noch getobt hatte. Durch ein Tor in der Bordwand unseres Schiffes wurden wir in ein seltsames Boot geschleust, das jemand als Landungsboot bezeichnete. Unsere ganze Padang-Gemeinde, die Schwestern, die Mütter mit ihren Kindern und die paar Männer sowie unser Hab und Gut, alles paßte mit Leichtigkeit auf das heiße Deck. Da waren wir nun wie eine kleine Herde von Schafen, die, von einem Hirten zusammengetrieben, geduldig wartete auf das, was kommen würde. Ich fand bald einen Weg, die Bordwand hochzuklettern und mich auf eine schmale Leiste zu setzen. Von hier aus konnte ich ganz nah das blaue Wasser sehen und die sanften Wellen bewundern, während der kühle Hauch des Fahrtwinds Erleichterung brachte. Hier und da sah ich nun Quallen in den schönsten Farbtönen, von weiß bis rosa und blau. Ihre großen pilzförmigen Körper liefen in langen Schweifen aus, delikater und fragil, doch entsetzlich schmerzhaft, sollte man mit ihnen in Berührung kommen.

Das Barackenlager

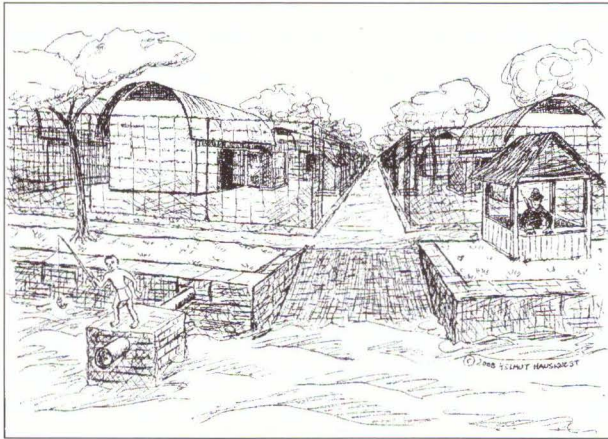
Endlich entdeckte ich ein paar Inseln voraus. Die beiden, die unser Landungsboot ansteuerte, schienen wirklich klein, winzige Kleckse mit einigen Bäumen als grüne Bedeckung. Onrust machte ei-

nen so trostlosen Eindruck, daß viel von meiner Begeisterung, die ich auf der Fahrt empfunden hatte, wieder verblich. Vom Landungssteg aus führte man uns entlang eines von der Insel nahezu umschlossenen kleinen Hafenbeckens. Dann ging es an einigen Schuppen aus Wellblech vorbei; aus einem von ihnen drang Motorenlärm, der wohl von einem Generator verursacht wurde, und nicht weit davon stand auf langen dünnen Metallbeinen ein großer Wassertank. Wir liefen auf einem Pfad aus weißem Korallenkies quer über einen flachen, fast baum- und graslosen trockenen Platz, der links bis an eine Art Kate reichte und rechts von ein paar Häusern begrenzt wurde, denen einige schütterere Bäume Schatten zu spenden versuchten. Dann erreichten wir die ersten Baracken am Ende eines schmalen Weges, und ich sah, daß an beiden Seiten welche standen, je vier oder fünf, sie waren gegen die Mitte der Insel ausgerichtet. Uns wurde die erste Baracke an der linken Seite zugewiesen, und ich war ganz begeistert, denn sie lag so nahe am Wasser. Die gegenüberliegende war schon besetzt mit Leuten, die aus anderen Regionen des Archipels hierhergebracht worden waren. Wir lernten sie bald, nachdem wir uns „häuslich“ eingerichtet hatten, kennen.

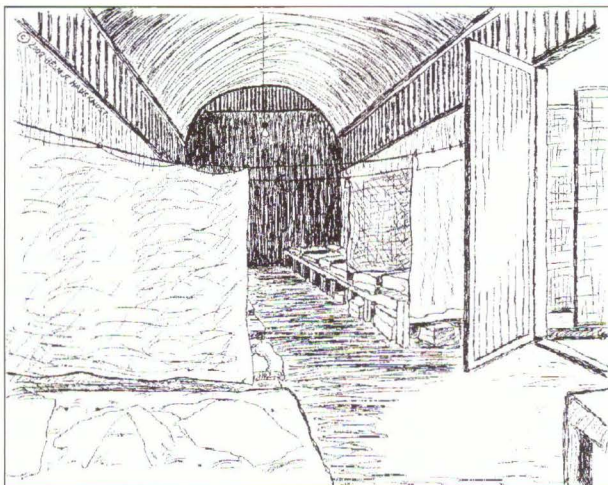
Ich kann wirklich nicht genau sagen, wie groß unser „Haus“ war, aber unsere ganze Padang-Gemeinde paßte ohne größere Probleme hinein. Das Innere bestand aus einer Art zementiertem Gang, an dem auf jeder Seite der Länge nach eine durchgehende hölzerne Schlafpritsche stand. Es gab weder Tische noch Stühle, und ein paar Glühbirnen hingen ganz verloren von der Wölbung des Wellblechdaches herunter. Sie gaben Licht, wenn der Generator lief, und wurden abends von einer Zentrale ausgeschaltet. Unter dem Dach erstreckten sich die ganze Länge der Baracke entlang auf beiden Seiten weite nicht verglaste, aber vergitterte Öffnungen für Tageslicht und Luft.

Eine breite Metalltür in der Mitte, auf einer Seite des Ganges, diente als Ein- und Ausgang, und unmittelbar links von der Tür befand sich das Bad, eine primitive Art von „Mandi“ ohne Dach, ausgestattet mit dem üblichen Zementbecken voller Brackwasser und einer Konservendose zum Heraus schöpfen. Der ganze Raum war umgeben von Bilik, dem hier üblichen Bambusgeflecht, das den Badenden einen privaten Bereich schaffen sollte. Ich mußte immer wieder an unsere Kabine denken, besonders im Blick auf die Toilette dort und die Latrinen hier: nur eine Reihe von Löchern in einem Abflußrohr, jedes umgeben von Bilik, unter einem durchgehenden Dach. Die „Angelegenheit“ war so weit wie möglich von der Baracke entfernt, wohl des Geruches wegen sowie mit Rücksicht auf die

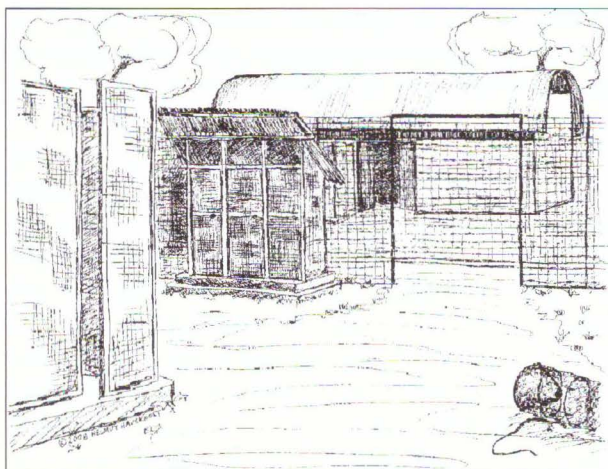
Leute, die mit Eimern voller Seewasser die Örtlichkeit regelmäßig zu spülen hatten.



*Unrust an der Slipanlage,
nach 60 Jahren aus meiner Erinnerung gefischt
und aus der Mövenperspektive gezeichnet*



*In unserer Baracke.
Das Bad ist gleich links außerhalb der Tür (rechts)*



*Blick aus der Tür: Das Bad links, dahinter die Latrinen
und hinter der Stacheldrahtallee die nächste Baracke*

Zu jeder Baracke gehörte eine Art Hof mit genügend Platz, um sich zu bewegen, der aber umgeben war von einem hohen Zaun aus Maschendraht und

Stacheldraht oben. Die Pforte zum Weg konnte verriegelt werden, und es wurde uns gesagt, daß dies zwischen 6 Uhr abends und 6 Uhr morgens der Fall sein werde, und daß wir zum Sonnenuntergang alle drinnen zu sein hätten. Wir fanden in unser Baracke einen Stapel alter Matratzen, die bald aufgeteilt und auf der Pritsche ausgelegt wurden, je nach Platzbedarf der Familien. Mutti hatte so ziemlich in der Mitte einen Platz gefunden. Mit Drähten und Schnüren, die wundersamer Weise auftauchten, und den Stoffresten, die manche noch besaßen, wurden nun Abteile errichtet, die wenigstens eine Illusion von Privatheit schufen. Alles geschah ohne irgendwelchen Zank oder Streit, man nahm eben Rücksicht auf einander, was auch notwendig war, denn noch nie hatten diese vielen Menschen mit so wenig Platz auskommen müssen.

Das Leben auf der Insel

Es wurde sehr plötzlich Abend, und bevor die Sonne ganz untergegangen war, kam jemand und sperrte die Pforte zu unserem Hof zu, aber erst, nachdem uns jemand Weißbrot in dünnen Scheiben und Fischkonserven gebracht hatte. Zu trinken gab es Tee, eigentlich nur gekochtes Wasser mit ein paar Teeblättern darin, der in großen Petroleumkanistern herangeschleppt worden war. Das war das Einzige, das wir zu trinken bekamen. Das Wasser kam vom Festland, da es auf der Insel nur Brackwasser gab und es sowieso gekocht werden mußte, der Hygiene wegen. Niemand meckerte, ich glaube wir waren noch zu sehr überwältigt von all den neuen Eindrücken.

Das Frühstück am nächsten Morgen bestand wieder aus demselben Brot, diesmal mit etwas Margarine und Marmelade sowie vielleicht auch etwas Käse, und dazu gab es wieder den dünnen Tee. Die Pforte stand nun offen, und wir konnten es kaum erwarten rauszugehen, um uns das Wasser näher anzusehen und vielleicht sogar etwas zu schwimmen, aber vorsichtig diesmal, nach den Erfahrungen des Vortages mit den Seeigeln. An der Slipanlage, mit der man früher Boote ins Wasser gelassen hatte, ging es am besten ins Meer, weil man im klaren Wasser sehen konnte, wo man hintreten mußte, um den schwarzen Stacheltieren auszuweichen. Kleine, freundliche Wellen streichelten die Beine, die Arme, und dann ließ ich mich von ihnen tragen; die Augen brannten zuerst ein bißchen wegen dem Salz, aber ich ließ nicht nach, und bald sah ich unter mir verschwommene Formen von Korallen, Fischen und den gefürchteten stacheligen Ungeheuern.

Links von der Slipanlage stand eine Wachhütte, in der sich ein Eingeborener befand. Er war uniformiert und trug ein Gewehr. Die Hütte war eigent-

lich nichts anderes als ein „Atap“-Dach auf vier Pfosten, die miteinander durch ein Geländer verbunden waren. Männer in Uniform waren mir nichts Neues, ich hatte von denen in letzter Zeit ja schon so viele gesehen. Ich dachte, er sei da, um die Insel gegen etwaige Angriffe von Extremisten zu verteidigen, und das mag auch so gewesen sein. Aber ich hatte da noch nicht den geringsten Verdacht, daß er da sein könnte, um uns im Auge zu behalten und etwaige Fluchtversuche zu vereiteln. Mit Sonnenuntergang wurden wir alle wieder in unseren Barackenhof getrieben, das Tor wurde dann verschlossen. Das gefiel aber den Missionsschwestern überhaupt nicht, und eines Morgens machte Schwester Lydia sich mit einer kleinen Delegation von Müttern auf den Weg zur einzigen Villa auf der Insel. Dort wohnte der Lagerkommandant, vielleicht eher noch der Gouverneur der Insel, denn er schien Zivilist zu sein, mit seiner Gefährtin. Wie er hieß, weiß ich nicht, denn er wurde von uns immer nur „Milchmann“ genannt, wegen seiner sonderbar blassen Haut. Es hieß, beide seien Überlebende der Japanerlager gewesen. Es stellte sich heraus, daß er ein sehr vernünftiger und nachsichtiger Herr war, denn unsere Mütter kamen frohlockend zurück: Ja, das Tor würde offen bleiben. „Ich brauchte ihn nur daran zu erinnern“, sagte Schwester Lydia, „daß man uns gesagt habe, dies sei nur ein Konzentrationslager, kein Gefängnis.“

Bald hatte ich schon mein neues Reich erforscht. Es ging so schnell, weil die ganze Insel nicht viel mehr als 300 m im Durchmesser maß und so rund und flach war wie ein Pfannkuchen. Rundherum wurde sie von einer Mauer vor dem Meer geschützt, und darum gab es nirgendwo einen Strand. So glücklich ich auch war, rundherum das Meer zu wissen, war ich doch enttäuscht, daß es völlig an nützlicher Vegetation mangelte. Es gab hier ja nicht einmal anständiges Gras, geschweige denn Obstbäume.

Das Leben auf Onrust wurde schon bald zur Routine. Mutti fand Arbeit in der Küche, die dort unter vielen Frauen aufgeteilt und nicht anstrengend war. Denn es gab ja nicht viel zu kochen, und es war fast immer dasselbe. Jeden Tag gab es gekochten Reis und dazu ein wässriges Gemüse, etwa „Kangkung“ oder „Sawi“, das schon ziemlich welk war, wenn es in den Topf kam, und außerdem reichlich bevölkert war von Raupen und Insektenlarven. Was man nicht vorher hatte herauslesen können, wurde nach dem Kochen herausgeschöpft, so gut es eben ging. Weiteres Protein bekamen wir in der Form von „Ikan Kering“, dem berüchtigt-anrühigen Trockenfisch, der sogar Mutti, die in diesem Land geboren war, veranlaßte, die Nase zu

rümpfen. Wir mochten ihn gerne, wenn er knusprig gebraten war. Ab und zu wurde auch eine große Konservendose Corned Beef über dem Topf geleert, was dann Frau Knisch veranlaßte, die Hände zusammenzuschlagen und laut auszurufen: „Kinder, freut’s euch!“

Bei einem Ausflug über das Riff fanden wir eine Reuse aus rostigem Maschendraht. So kam es, daß wir auch frischen Fisch zu essen bekamen. Eine Sorte war besonders beliebt, ca. 30 bis 40 cm lang, flach und bestimmt ein paar Pfund schwer. Diese Fische waren bräunlich-gold und hatten braune Flecken. Ich mochte deren große Leber besonders gern. Der „Milchmann“ war so nett, daß er einigen der Frauen erlaubte, einmal in der Woche auf der Barkasse nach Tanjung Priok mitzufahren, um ein paar Einkäufe zu machen. Auf diese Weise bekam ich einige richtige Angelhaken und eine Spule mit einer starken Schnur und war nun bereit, den größeren Fischen zu Leibe zu gehen. Viele Jahre später fragte ich Mutti, wo denn das Geld dafür hergekommen sei, denn ich glaubte immer, wir hätten damals keines gehabt. „Oh“, sagte sie, nach einer kurzen Denkpause, „man gab uns ein bißchen.“ Wer denn, die Holländer oder das Rote Kreuz? Das wußte sie nicht mehr.

Die Schwestern versuchten, durch die Wiedereinrichtung der Schule etwas Ordnung in unser Dasein zu bringen. Die Administration übergab ihnen zu dem Zweck ein paar Stühle und Tische und eine ganze Baracke, und so konnten sie ja wieder unterrichten. Doch es mangelte ihnen nun an der nötigen Autorität. Was war zu tun, wenn die Klasse in Badehosen erschien, jemand ab und zu nach einer Reuse schauen mußte oder in der Pause schnell einmal ins Meer springen wollte? Als ein neuer Schub von Internierten zu uns kam, hieß es, wir sollten uns zusammenehmen, denn sie kämen aus dem ehemaligen Lager in Brastagi und hätten dort eine ausgezeichnete Schule gehabt.

Der Gesang unter uns Insulanern bekam eine ganz neue Note, als Frau Braun erschien.² Sie schenkte uns ihre musikalischen Gaben, denn sie hatte das außergewöhnliche Talent, Musik aus dem Gedächtnis aufzuschreiben, nicht nur Melodien, sondern ganze Partituren der großen Komponisten, und bald probte fleißig ein Erwachsenenchor im Gemeinschaftsraum. Mutti sang natürlich mit. Unter der Leitung von Frau Braun zu singen bedeutete für sie den Himmel auf Erden. Mit dem geselligen Aufschwung kam man dann auch auf die Idee, einen

² Hedwig Braun kam mit ihrem zweiten Sohn Martin, damals 18 Jahre alt, Anfang 1947 in die „Abschiebehaft“ nach Onrust. Martin Braun bestätigt, daß seine Mutter, eine Lehrerin, den Lagerchor gründete.

Unterhaltungsabend zu veranstalten. Es sollte hauptsächlich ein Chorkonzert werden, aber unterbrochen von lustigen Auftritten, um die Stimmung etwas zu heben, und sogar von kurzen Vorträgen.

Ausflüge auf die Nachbarinseln

Der Gegenstand unserer größten Neugier blieb aber immer noch die Insel Kuyper, die verlockend nahe lag, mit ihren leer stehenden wie verwahrlosten Lagerhäusern und Schuppen. Eines Tages sprangen einige der älteren Jungen und Mädchen, darunter Herta und Eva, einfach an der Badestelle ins Meer und schwammen die etwa 200 m hinüber, kletterten auf den alten Steg und winkten uns, die wir den Mut nicht aufbrachten, herausfordernd zu. Der „Milchmann“ billigte diesen Ausflug absolut nicht und gab dies auch recht deutlich zu verstehen. Um unsere Neugier zu stillen, lud er uns Kinder in die Barkasse und brachte uns hinüber. Ich fühlte mich wie in eine andere Zeit versetzt, als ich meinen Fuß auf die alte Mole setzte. Schmalspurgleise gingen in alle Richtungen, in die verwaisten Lagerhäuser und wieder hinaus, und hier und da standen sogar kleine Güterwagen, als ob sie darauf warteten, beladen zu werden. Es kam mir vor, als ob jeden Moment Scharen von Arbeitern erscheinen könnten, um ihre Arbeit wieder aufzunehmen. Kuyper war, wie ich später niederländischen Quellen entnehmen konnte, ein Umschlagsplatz für alles Mögliche sowie Wohn- und Arbeitsstätte des dort beschäftigten Personals.

Einmal noch ergab sich die Gelegenheit, unsere Insel auf kurze Zeit zu verlassen. Hans, Emil und ich standen herum und schauten zu, wie der alte Lastkahn trockengeschöpft wurde, damit er von der Barkasse zu der Insel, die weiter weg auf der anderen Seite von Onrust lag, geschleppt werden konnte. Dort sollte sie mit Brennholz für die Küche beladen werden, eine Arbeit, die von den älteren Jungen verlangt wurde. Diesmal lud uns einer der Männer ein mitzufahren, und wir ließen es uns nicht zweimal sagen, sprangen erfreut an Bord, und schon raste die Barkasse mit uns im Schlepp der grünen Insel entgegen. In meiner Begeisterung sah ich schon eine Oase voller grüner Obstbäume, und meine Enttäuschung war umso größer, als es hier nichts anderes gab als nutzlose, karge Palmen, Gestrüpp und wertlose Mangroven. Nicht ein Baum, der etwas Eßbares zu bieten gehabt hätte.

Junge holländische Wehrdienstverweigerer

Die Holländer stießen auf einen immer stärkeren Widerstand der einheimischen Bevölkerung bei ihrem Versuch, das Inselreich wieder zu einer Kolonie zu machen. Sie brachten immer mehr Soldaten aus den Niederlanden, und unsere Insel Onrust

wurde zu einem Gefängnis für all die jungen Männer, die sich mitzukämpfen weigerten. Diese Wehrdienstverweigerer wurden auch in Baracken untergebracht, sie bekamen aber nicht die Freiheiten, wie wir sie inzwischen genossen. Sie waren in ihren Baracken eingeschlossen, aber wir hörten sie manchmal aus vollem Halse Schlager singen, die zu Spottliedern über das Militär und die Regierung umgeschrieben waren.

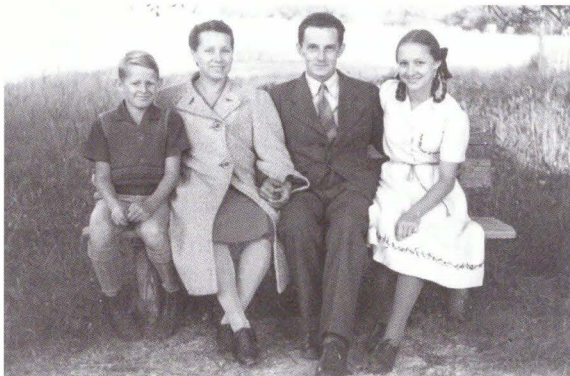
Sie wußten, daß wir da waren, und sie wußten auch, wer wir waren, und daß wir dasselbe Essen bekamen wie die einheimischen Gefangenen, während sie weit bessere Militärkost aßen. Und so kam es, daß sie uns Kinder gegen das Ende unseres Aufenthalts auf der Insel in kleinen Gruppen zu sich in ihren Barackenhof einluden und ihre Butterbrote mit uns teilten mit Büchsenfleisch, Sardinen und Käse und uns Obst aus Konserven schenkten. Die volle Bedeutung dieser Geste wurde mir erst später deutlich, als wir von Opa und Oma in Holland erfuhren, wie sie und ihre Landsleute während der deutschen Besetzung zu hungern hatten, besonders im letzten Kriegswinter 1944/1945, und hier auf der Insel waren deutsche Kinder von jungen Holländern gefüttert worden!

Dem Ende zu

Wir hatten schon die ersten Monate des Jahres 1947 hinter uns und saßen immer noch fest auf dieser kleinen Insel. Langweilte ich mich? Nicht im geringsten! Die Erwachsenen vielleicht schon, denn Sorge und Sehnsucht gehörten schon fast zum täglichen Thema, doch Mutti behielt ihre Gefühle für sich, wenigstens uns gegenüber.

Ein Gerücht ging bald herum, daß wir wieder weiterziehen müßten. Dann kam die Aufforderung, sich in den Gemeinschaftsraum zu begeben, wo wir alle Impfungen bekamen, die uns vor Pocken und allem möglichen Anderen schützen, aber wohl eher verhindern sollte, daß wir diese schlimmen Krankheiten in Europa einschleppten. Nach einigen Tagen wurden wir wieder dorthin gerufen, diesmal wurden Kleidungsstücke und Schuhe ausgeteilt. Wir sollten wohl nicht wie halbnackte wilde Kanaken in Europa ankommen, nicht wahr? Für jeden war etwas dabei. Ich bekam eine lange Hose, eine etwas zu große Jacke, Strümpfe und ein Paar Schuhe. Es kamen neue Anweisungen hinsichtlich dessen, was man mitnehmen durfte. Die „neue“ Bekleidung hatte Priorität, somit mußte wieder etwas zurückgelassen werden. Und so geschah es, glaube ich, hier, daß Mutti das letzte Fotoalbum opferte, nachdem sie einige der wichtigsten Aufnahmen herausgenommen hatte, die Bilder aus der Zeit der Besetzung durch die Japaner und von der Unterbringung im britischen Lager.

Für sie war das Album ein Teil ihrer selbst, der zurückgelassen werden mußte. Von unserem Leben auf der Insel gibt es keine Fotos, denn niemand hatte eine Kamera bei sich. Ich aber hatte Bilder von der Insel aufbewahrt, in meinem Kopf, wo sie heute noch zu finden sind.



Familie Hausknot im Frühjahr 1948 in Österreich

Der 1. Juni 1947 wurde zum großen Tag unserer Abreise. [...] Die MS „Indrapoera“ nahm uns in Empfang [...] An einem schönen Morgen Anfang Juli erreichten wir dann den Hafen von Rotterdam. Die Tatsache, daß irgendwo ein echter, leiblicher Vater auf mich wartete, kam mir längst nicht so aufregend vor, denn ich war ja so lange bestens ohne einen ausgekommen. Und daß der Vater nun das Oberhaupt der Familie werden sollte, wo doch Mutti uns, wenn nötig, Zuflucht bot und immer unsere Stütze war, schien mir unvorstellbar.

Im hohen Alter fragte mich Mutti einmal, was mir in Indonesien am besten gefallen habe. „Onrust“, sagte ich. „Das habe ich mir gedacht“ erwiderte sie. ... Der Titel „Inselparadies“ war nicht nur ironisch gemeint. Onrust war für mich und viele meiner Generation ein großartiger Platz: Man hatte das Meer, das so viel zu erforschen bot, die Sonne, viel Freizeit und wenig Sorgen.

Zuflucht in Shanghai 1941-1946

Ursula Schrewe geb. Vornhecke

Als wir – meine Mutter Ilse Vornhecke [1908-2009], mein Bruder Klaus-Peter und ich – 1941 aus dem Lager Taroetong auf Sumatra¹ entlassen wurden und mit der „Asama Maru“ auf dem Weg nach Japan waren, erkrankte mein vierjähriger Bruder an Dysenterie [Bakterienruhr]. Deshalb gingen wir in Shanghai von Bord, wo mein Bruder behandelt werden sollte. Er war nicht zu retten und wurde auf dem deutschen Friedhof beigesetzt.

Dieses tragische Schicksal veranlaßte die Familie Alfred Glathe (damals Vorsitzender der Deutschen Gemeinde), meine Mutter und mich in ihr Haus aufzunehmen. Rührend tat man alles für uns, damit wir unseren Kummer vergessen konnten. Mich hatte Herr Glathe besonders in sein Herz geschlossen. An meinem zweiten Geburtstag ließ er eine große Party steigen (siehe Fotos), und wir machten Bekanntschaft mit anderen Frauen und Kindern aus Niederländisch-Indien und solchen, die schon lange als Kaufmannsfamilien in Shanghai lebten. Von Juli bis Oktober 1941 verbrachten wir eine schöne Zeit im Hause Glathe. Dann zogen wir ins sogenannte „Deutsche Heim“

mit sechzig Frauen und Kindern, die größtenteils aus Niederländisch-Indien kamen. Bis 1946 verbrachten wir dort eine unbeschwertere Zeit mit vielen Festen im Deutschen Generalkonsulat und der Kirchengemeinde (siehe Fotos). Im Juni 1946 ging



Kindergeburtstag im Hause Glathe 1941

die Ära in Shanghai zu Ende, und die „Marine Robin“ brachte uns nach Deutschland.

Spurensuche

1993 ging eine Freundin für ein Jahr zum Studium nach Shanghai. Auf meine Bitte hin begab sie sich auf Spurensuche. Das war aber recht schwierig, weil man erst „gute Beziehungen“ aufbauen muß, um überhaupt Auskunft bei Behörden zu bekommen. Das „Deutsche Heim“ hat sie nicht gefunden,

¹ Die Verfasserin wurde 1939 auf einer Chinin-Plantage 120 km südöstlich von Padang im Hochland des Barisan-Gebirges geboren; siehe ihren Bericht im StuDeO-INFO Dezember 2005, S. 24-26.

der Deutsche Friedhof war längst überbaut,² aber das Haus Glathe gab es noch (siehe Fotos). Es war in einem erbärmlichen Zustand, nicht gepflegt und von dreißig Personen total verwohnt.



Kindergeburtstag 1941: v.r.n.l. Ilse Drebing mit Heidi, Erika Glathe, Ilse Vornhecke mit Ursel, Alfred Glathe, Lilo Brambach mit Klaus, ?,?



Maifeier 1943 im Garten des Deutschen Generalkonsulats



Pfingsten 1943: Kinderfest in der Deutschen Evangelischen Gemeinde Shanghai

² Der Kaufmann Hans-Wilhelm Siegel (1903-1997) rettete 49 Urnen aus der deutschen Kirche, indem er sie bei seiner Ausreise 1955 nach Hamburg überführte. Sie sind Teil einer vom Ostasiatischen Verein errichteten Gedenkstätte auf dem Ohlsdorfer Friedhof (Genossenschaftsgrab AA 19, 128-31). Auf der Grabplatte sind alle Namen verzeichnet, u.a. die der bekannten Journalisten Erich von Salzmänn und Wolfgang Sorge.

Nachtrag der Redaktion

Die Ankunft der Flüchtlinge in Shanghai ist gut dokumentiert, denn der „Ostasiatische Lloyd“ brachte mehrere Berichte, die sich im StuDeO-Archiv befinden:

11. Juli 1941 – Die Odyssee deutscher Frauen. Flüchtlinge aus Niederländisch-Indien am 10. Juli 1941 in Shanghai eingetroffen (*0477): „Gestern nachmittag um 2 Uhr machte die „Asama Maru“ an der Wayside Wharf fest, mit 670 deutschen Frauen und Kindern an Bord, die nach monatelanger Gefangenschaft in den Internierungslagern jetzt wieder unter den Schutz der Reichsbehörden in Shanghai, Nordchina und Japan kommen. [...] 186 Frauen und Kinder gingen hier von Bord; 70 werden in Schanghai bleiben, die 116 übrigen werden in Tsingtau und Tientsin [und Peking] untergebracht. 484 Flüchtlinge treten heute die Weiterfahrt nach Japan an. [...]“ Konsul Zinsser und Vertreter diverser Parteiorganisationen, in deren Händen die Betreuung der in Shanghai verbleibenden Flüchtlinge liegt, „hatten sich am Schiff eingefunden“.

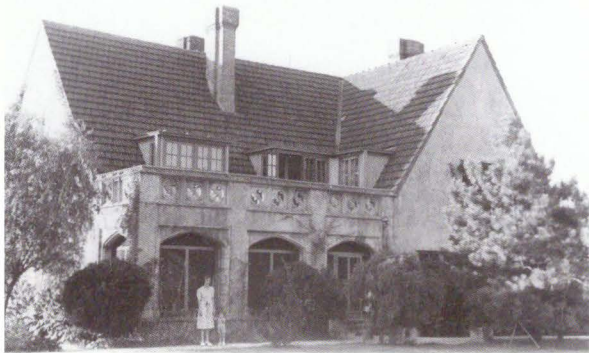
12. Juli 1941 – Die Begrüßung der deutschen Flüchtlingsfrauen aus Niederländisch-Indien (*0478): „Gestern Abend um 8.30 Uhr fand in der Deutschen Halle die offizielle Begrüßung [...] statt.“

21. Juli 1941 – Die Beerdigung von Claus Peter Vornhecke (*0479): „Am Sonnabendnachmittag [19.] wurde auf dem Hungjao-Friedhof der kleine Claus Peter zu Grabe getragen. Der viereinhalbjährige Knabe war schon sterbend nach Schanghai gekommen und ist dann am Freitag [18.] dem Leiden erlegen [...]. Besonders tief war die Anteilnahme der Frauen aus Niederländisch-Indien [...] und der Schanghai-deutschen Frauen, die ihren Gästen so gern ihr schweres Schicksal erleichtern möchten. Außerdem nahm an der Beerdigung der Vorsitzende der Deutschen Gemeinde, Herr A. Glathe, und der Leiter der N.S.V. [NS-Volkswohlfahrt], Herr Pflug, teil. [...]“

Alfred Glathe schrieb Heinz Vornhecke am 21. August 1941 einen herzlichen Brief ins Internierungslager nach Sumatra (*0480). Darin heißt es: „Es ist selbstverständlich, daß der Tod Ihres Kindes Ihre Frau sehr erschüttert hat, aber ihr starker Glaube an einen höheren Willen und eine sehr ehrliche Anteilnahme seitens der Gemeinde und wohl auch die jetzige Umgebung Ihrer Frau lassen sie allmählich wieder zur Ruhe kommen, was ja auch sein muß, denn schließlich sind ja Sie und Ursel noch da. Was von Seiten meiner Familie und mir aus in tiefer Sympathie für Ihre Frau geschehen kann, um ihr die Zeit bis zu Ihrem Wiedersehen leicht und erträglich zu machen, wird hier geschehen. Ihre kleine Ursel ist uns allen sehr ans Herz“

gewachsen, zumal wir selbst keine kleinen Kinder (ich muß gestehen, leider) haben. Sie macht besonders mir viel Freude [...]. Besonderen Spaß macht ihr das Auto, und die kleinen Fahrten, die ich manchmal mit ihr alleine unternehme, bilden für sie wie für mich ein Hauptvergnügen. Kann ich irgend etwas für Sie dort tun? Bitte schreiben Sie mir. [...]"

Alfred Glathe legte seinem Brief vier Aufnahmen von einer Kindergesellschaft in seinem Hause bei.



Das Haus Glathe: oben 1941, unten 1993



Deutsches Heim 1941-1946

Als Deutschlehrerin in Wuhan

Margarete Hamer-Prinzessin zur Lippe-Weißenfeld

Quelle: Margarete Hamer-Prinzessin zur Lippe-Weißenfeld:¹ Mein chinesisches Tagebuch. Beobachtungen in einem fremden Land (130 S.). Ergänzt, bearbeitet und herausgegeben 2012 von ihrem Ehemann Heyo E. Hamer.

Nachfolgend Auszüge aus dem Manuskript eines Vortrags vom 10. Mai 1998 (ebd., S. 9-16), der auf der Jahresversammlung der Schweizer Ostasienmission anlässlich ihres 50-jährigen Bestehens in Glarus gehalten wurde.

¹ Verstorben im Alter von 78 Jahren am 29. November 2010 in Rendsburg.

Die Einladungen nach Wuhan, der mein Mann und ich seit 1994 regelmäßig jedes Jahr für zwei Monate folgen, resultieren aus der jetzt [1998] 18 Jahre alten Partnerschaft zwischen der Tongji Medizinischen Universität (TMU) und der Universität Essen.² Meistens frage ich schon am Tag unserer Ankunft in Wuhan Herrn Prof. Li Xin, den Leiter des

² Vgl. hierzu auch Eva L.-W. Hamer: Wuhan Zhong Nan Seminary – China. In: Panorama, International Journal of Comparative Religious Education and Values, Vol. 9/No. 1, Summer 1997, p. 33f. – Siehe auch StuDeO-INFO September 2008, S. 22-27.

dortigen Deutschzentrums, der schon mehrmals in Deutschland war: „Wie sieht mein Stundenplan aus?“

Deutschzentrum klingt etwas zu pompös. Es besteht aus einigen Räumen im zweiten Stock eines unheizbaren Gebäudes. Weil Wuhan am Jangtsekiang liegt, wird die Stadt zu Südchina gezählt, und in Südchina werden die öffentlichen Gebäude – bis auf die Kliniken – nicht geheizt, auch wenn die Temperatur bisweilen auf 0° C absinkt. Wir haben herausgefunden, daß die beste Jahreszeit für unseren Einsatz das Frühjahr, genauer die Monate Februar bis Mai sind. Da kann es vorkommen, daß die Temperaturen sich abrupt verändern. Auch in diesem Jahr haben wir erlebt, wie es schneite und es dann schon drei Tage später wieder über 10° C warm wurde. Als wir Wuhan im Mai verließen, wurde dort eine Temperatur von 36° C gemessen, bei einer hohen Luftfeuchtigkeit.

Das Deutschzentrum war bis zum Mai 1998, als das 90-jährige Jubiläum der TMU gefeiert wurde,³ in einem desolaten Zustand, so wie wir es von unseren Schulstuben um 1900 kennen: ganz einfache, abgeschabte Tische und Stühle. Wenn man Glück hat, ist eine Wandtafel vorhanden. Die Fenster stehen auch in der kalten Jahreszeit offen oder können nicht richtig geschlossen werden. Oft sind auch die Scheiben zerbrochen. Es zieht also immer. Ich weise darauf hin, um deutlich zu machen, unter welchen Umständen unsere Kollegen sowie die Studierenden dort arbeiten. Es ist unglaublich, was unter bescheidensten Umständen dort geleistet wird.

Schnellkurse für Medizinstudenten im 2. Semester

Wir beginnen um 10 Uhr mit unserem Tagwerk.⁴ Ich berichte jetzt von der Klasse SK 18, die ich unterrichte. SK bedeutet Schnellkurs. Er wurde nach der Kulturrevolution von Frau Prof. Loni Qiu eingerichtet.⁵ Ein Schnellkurs hat 20 Stunden Deutschunterricht in der Woche, von 8.00 bis 12.00 Uhr an fünf Tagen. Nachmittags wird noch Sport und einmal Englisch unterrichtet sowie einmal politische Erziehung erteilt, auch für die Lehrer. Die SK 18 besteht aus einer Gruppe von zweiundzwanzig achtzehnjährigen Studenten, die im 2. Semester

ihres Medizinstudiums sind. Sie haben am 1. September 1997 mit ihrem Studium angefangen, das zunächst nur aus dem deutschen Sprachkurs besteht. Als Studierende im 2. Semester überraschen sie mich mit ihren recht guten Sprachkenntnissen. Wir arbeiten nach einem chinesischen Lehrbuch für Deutsch als Fremdsprache, an das wir streng gebunden sind. Meine Aufgabe ist es, das freie Sprechen mit den Studierenden einzuüben. Die sind zum Teil zunächst so schüchtern, daß sie immer nach unten sehen und ich sie einzeln aufrufen muß, damit sie etwas sagen. Sehr froh bin ich, wenn ich am Ende unserer Zeit, nach zwei Monaten, erreicht habe, daß sie frisch und fröhlich mit mir und untereinander viel sprechen. Das ist mein Ziel, daran arbeite ich vom ersten Augenblick an.

Ich selber spreche nur sehr wenig Chinesisch, weil wir dort kaum Zeit und Ruhe haben, es zu erlernen. Wir sind dermaßen eingebunden, daß wir zwar öfters den für zweimal in der Woche verabredeten Chinesischunterricht wahrnehmen, aber nicht dazu kommen, unsere Hausaufgaben zu machen. Deshalb benutze ich im Unterricht das Wörterbuch. Wenn eine unbekannte Vokabel auftaucht, schreibe ich das ganze Wortfeld an die Tafel und bitte die Studenten, es im Wörterbuch aufzuschlagen. Das tun sie um die Wette. Schon dabei fangen sie an, frei zu sprechen. Es gibt in jeder Klasse auch ein oder zwei „Zugpferde“, die besonders schnell lernen. Diese bitte ich oft, den Sachverhalt für die anderen noch einmal auf Chinesisch zusammenzufassen. Ich bin an ein gewisses Tempo gebunden, denn ich muß das erreichen, was vorgeschrieben ist, damit die Kollegen und Kolleginnen in der nächsten Blockstunde darauf aufbauen können.



Die Verfasserin zu Besuch im Hause von Frau Prof. Apolonia (Loni) Qiu geb. König und Prof. Qiu Fazu, dem emeritierten Rektor der Universität Wuhan, 29. Mai 1997

³ Die Deutsche Medizinschule der Tongji-Universität wurde am 1. Oktober 1907 in Shanghai eingeweiht; siehe StuDeO-INFO Dezember 2007, S. 29-32.

⁴ Das Lehrerehepaar Hamer arbeitete in Wuhan ehrenamtlich.

⁵ Zu Prof. Qiu Fazu (geb. 6. Dezember 1914, gest. 14. Juni 2008) und seiner Frau Apolonia (geb. 15. Juni 1922, gest. 19. Juni 2013) siehe StuDeO-INFO Juni 2013, S. 35f.

Kurse für Erwachsene

Die andere Klasse, in der ich unterrichte, ist eine „Erwachsenenklasse“. Sie besteht aus sogenannten „Selbstzahlern“. Es handelt sich um Personen aus allen möglichen Berufsgruppen aus der Stadt oder auch um Studierende, die an das Deutschzentrum pro Semester eine Gebühr entrichten. Diese Schüler sind sehr begehrt. Als native speaker kommen wir immer wieder in diese Klassen und dienen hier gleichsam als Bonbons. Das hängt damit zusammen, daß es im Deutschzentrum seit langem keinen längerfristig mitarbeitenden deutschen Lehrer gibt. Ab und zu tauchen unqualifizierte reisende Leute auf, die Deutsch sprechen, aber leider nicht lange bleiben, weil die Lebensbedingungen sehr hart sind. Der Sommer ist glühend heiß und sehr feucht, der Winter sehr kalt. Die Erwachsenen waren 1998 zwischen 21 und 56 Jahre alt. Die Älteste war eine pensionierte Ärztin, der Jüngste will in Stuttgart Informatik studieren. Solche Kursteilnehmer sind unglaublich emsig und motiviert, aber in ihren Kenntnissen und Fähigkeiten sehr verschieden.

Erfreuliche Kontakte

Besonders schön sind die persönlichen Verbindungen mit den Chinesen. Es scheint mir manchmal, als ob Konfuzius auferstanden ist. Ich meine damit die Konfuzius-Renaissance in China, die Rückbesinnung auf die eigene Kulturtradition, in der das Lehrer-Schüler-Verhältnis seine besondere Ausprägung erhalten hat. Wir profitieren von dieser traditionellen Sozialordnung (Kaiser - Volk, Mann - Frau, Vater - Sohn, Lehrer - Schüler), die im Volke trotz der zehn Jahre andauernden „Kulturrevolution“ nicht abgestorben ist und in den Herzen weiterlebt. Von der Regierung wird sie neuerdings sogar als hilfreich anerkannt. Die Studierenden bringen uns sehr viel Zuwendung entgegen und wollen wirklich lernen. Sie sind bienenfleißig und darauf bedacht, alles, was wir ihnen bieten können,

in sich aufzunehmen und darüber hinaus uns zu umsorgen.

Die Wichtigkeit eines Zertifikats

Am Ende des Semesters machen alle Deutschlernenden eine Prüfung. Sie bekommen nur dann ein Zertifikat, wenn sie sie bestanden haben. Für den Leiter des Deutschzentrums ist das eine schwierige Phase, denn er ist seitens der verschiedensten chinesischen Dienststellen und Personen allen möglichen Zwängen ausgesetzt. Er wird von oben angewiesen, diesem oder jenem Studenten ein Zertifikat auszustellen, auch wenn er es eigentlich nicht verdient. Bekommt ein Student das Zertifikat nicht, darf er oftmals nicht nach Deutschland oder hat andere Nachteile im Berufsleben zu erwarten. In dieser prekären Situation sind wir Deutschen dadurch eine echte Hilfe, daß wir auch Prüfungen abnehmen dürfen. Der Leiter des Deutschzentrums braucht dann nur noch gegenzuzeichnen, ohne sich auf den jeweiligen Fall einlassen zu müssen.



Die Verfasserin erhält den Stundenplan von ihrem Kollegen Yu Chunzhong, 26. März 1997



Ostereiermalen in ungeheizten Räumen, März 2000

Deutsche Osterbräuche

In die Zeit unserer China-Aufenthalte fällt immer das Osterfest. Es ist selbstverständlich, daß ich im Unterricht auch von Ostern erzähle. Das Lehrbuch enthält u.a. das Thema „Feste und Bräuche“, das ich zu behandeln habe. Im Rahmen unseres Lehrerseminars bemalen wir zusammen mit den Kolleginnen und Kollegen Ostereier und basteln Ostergestecke. Sobald die Studenten die Ergebnisse erblickt hatten, riefen sie: „Das wollen wir auch machen!“ So kam es, daß sie zum Abend des Ostersonntags die sogenannte „Deutsche Ecke“ einberiefen, wo sie und einige Lehrer dann unter meiner Anleitung wunderschöne Scherenschnitte, Fensterbilder und verschiedene Arten von Ostereiern bastelten. Auch dekorierten sie mittels Kartoffeldruck kleine Tischdecken mit teils von mir vor-

bereiteten, teils aber auch sehr originellen selbst entworfenen Ostermotiven.

Die chinesischen Lehrer in Deutschland

Es war unser Bestreben, daß im Laufe der Jahre alle acht chinesischen Kollegen für längere oder kürzere Zeit nach Deutschland kommen konnten. Die meisten haben auch bei uns gewohnt und haben während dessen in der Schule hospitiert und am Nachmittag von mir Intensivunterricht in Deutsch als Fremdsprache (DaF) erhalten. Es hat sich so eingeschpielt, daß mein Mann zusammen mit den Lehrern ein Lehrerseminar hält, was heißt, daß er im Einvernehmen mit ihnen ein Programm aufstellt. Hierbei geht es um didaktische Themen, Erfahrungsberichte von Lehrern, die im Goethe-Institut eine Fortbildung mitgemacht haben, und Lehrproben. Denn diese Lehrer haben Deutsch studiert und sind anschließend sofort in die Klassen „geworfen“ worden. Sie haben keinerlei praktische Ausbildung genossen. Dementsprechend

fällt es ihnen oft schwer, ihren Einsatz richtig zu disponieren, ihre Themen gründlich zu reflektieren und überhaupt den Unterricht zu planen. Es ist rührend, wie die Lehrenden unsere kritischen Bemerkungen aufnehmen, weil sie uns schon lange kennen und sicher sind, daß wir es gut mit ihnen meinen. Sie wissen zum anderen, daß Unterrichten ein planvolles Handeln ist, das gelernt werden kann und das wir selbst in Deutschland gelernt und ausgeübt haben.

Weiteres Engagement

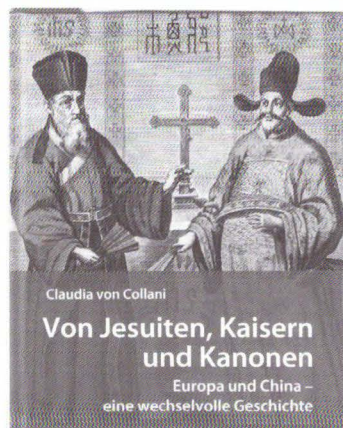
Wir haben noch viele andere Aufgaben in Wuhan. Das reicht von der Hilfe beim Abfassen von Faxbriefen in korrektem Deutsch oder von Übersetzungen, über das Anbahnen von Kontakten für Krankenschwestern, die zur Fortbildung nach Deutschland fahren wollen, und von Nachhilfeunterricht bis hin zu Beratungs- und Informationsgesprächen. Alles in allem ist es für uns immer eine beglückende Zeit.

Besprechung der Publikation von Claudia von Collani

Von Jesuiten, Kaisern und Kanonen. Europa und China – eine wechselvolle Geschichte

Martina BölcK

Collani, Claudia von: Von Jesuiten, Kaisern und Kanonen. Europa und China – eine wechselvolle Geschichte. Darmstadt: WGB 2012, 196 S., ISBN 978-3-534-25152-0. – € 39,90.



„Freunde haben, die aus fernen Gegenden kommen: Ist das nicht auch ein Grund zur Freude?“

Dieses Wort von Konfuzius könnte geradezu das Motto der frühneuzeitlichen Chinamission sein, so Claudia von Col-

lani, Privatdozentin am Institut für Missionswissenschaft der Universität Münster, in ihrem Buch „Von Jesuiten, Kaisern und Kanonen“. Sie konzentriert sich darin vor allem auf die Missionstätigkeit zwischen 1580 und 1780, für sie der „Prototyp eines gegliückten Kulturaustausches“. Geprägt wurde

er vor allem von Jesuiten. China hatte sich während der Ming-Dynastie (1368-1644) nach außen abgeschottet, doch gegen Ende des 16. Jahrhunderts war das Land politisch heruntergekommen und von außen und innen bedroht. Das öffnete den Weg für neue Ideen und Kulturkontakte.

Die italienischen Jesuiten Michele Ruggieri (1543-1607) und Matteo Ricci (1552-1610) waren die ersten, denen es gelang, eine Aufenthaltsgenehmigung in China zu bekommen. Ihre Art und Weise zu missionieren, die sog. Akkommodationsmethode, beinhaltete Toleranz und Offenheit für fremde Werte, solange sie mit dem Christentum vereinbar waren. Die beiden missionierten eher indirekt mittels damals aktueller europäischer Wissenschaft, Kultur und Technik. Konfuzius integrierten sie, indem sie ihn zu einem Mittler zwischen chinesischer Welt und Christentum umdeuteten. „Es erwies sich als sehr nützlich, den Chef der Gelehrtensekte, welcher Konfuzius ist, für unsere Meinung zu benutzen, indem wir einige Punkte, die er unklar gelassen hatte, zu unseren Gunsten interpretierten.“ Den zeitgenössischen Konfuzianismus betrachteten sie dagegen als rein säkuläre

Staatsphilosophie mit bestimmten Riten, die dem Christentum nicht entgegenstanden. Ihre Zielgruppe waren Gelehrte, die in China hohes Ansehen genossen. Es entstanden Freundschaften und Netzwerke, auf die sie immer wieder zurückgreifen konnten. Ihre Absicht zu missionieren behielten sie aber durchaus im Hinterkopf. Sie zeichneten ein „stark geschöntes Bild von Europa, bestehend aus paradiesischen Friedensreichen, deren Bewohner eine hohe Moral hätten und daher Krieg, Mord, Diebstahl, Unzucht unbekannt wären – all dies eine Frucht des Christentums.“ Umgekehrt verbreiteten die Jesuiten auch ein positives Chinabild in Europa – nicht zuletzt, um das Interesse an der Chinamission zu stabilisieren und ihre Finanzierung zu sichern. In ihren Schriften galt China als ein „Reich der Vernunft und Toleranz, mit höchster Zivilisation und Philosophie, ohne Religionskriege, Inquisition und Dogmen.“ Das erregte das Interesse von Philosophen, unter anderem auch von Voltaire und Leibniz. Hier war der Beweis, daß Moral und Ethik auch ohne Religiosität möglich waren. „Damit wurde die chinesische Philosophie zu einer Begründung für die Aufklärung in ganz Europa.“

Ricci starb 1610 in Peking, doch nach ihm kamen weitere Jesuiten und brachten die jeweils neuesten wissenschaftlichen Erkenntnisse an den Kaiserhof. Vor allem die europäische Astronomie stand in hohem Ansehen. China war ein Agrarland, der Kaiser hatte die Harmonie mit der Natur durch bestimmte Riten zum richtigen Zeitpunkt zu garantieren, ein korrekter Kalender war deshalb von großer Wichtigkeit für die Regierung. Man betraute Jesuiten mit der Kalenderreform, und bis zum Ende des 18. Jahrhunderts hatte fast immer ein Jesuit den wichtigen Posten des Direktors des Astronomischen Amtes inne. Daneben mußten die Missionare gelegentlich auch als Militärberater und Waffenhersteller tätig sein.

1644 eroberten die Manjuren den chinesischen Thron und gründeten die Qing-Dynastie. 1662 trat Kaiser Kangxi seine Herrschaft an, die zum Höhe- und Wendepunkt des Christentums in China führte. Der Kaiser zeigte großes Interesse an Wissenschaft, Kultur und Kunst. Er wurde von Jesuiten in Astronomie und Mathematik unterrichtet, ließ das Reich von ihnen kartographieren, holte europäische Ärzte an den Hof und gründete eine wissenschaftliche Akademie und errichtete mehrere Werkstätten. 1692 unterschrieb Kangxi das sog. Toleranzedikt, in dem er das Christentum in China offiziell erlaubte, und zwar ausdrücklich wegen der Verdienste der Jesuiten um Kaiser und Reich.

Mittlerweile hatte der Papst auch andere Orden für die Chinamission zugelassen, die sich vor allem um die ärmeren Schichten kümmerten. Die Akkommo-

dationsmethode lehnten sie ab. Für sie war der Konfuzianismus ein Aberglaube und das Praktizieren der damit verbundenen Riten und der Ahnenkult unvereinbar mit dem Christentum. Sie intervenierten in Rom. Die Jesuiten versuchten gegenzusteuern. Es kam zum sog. Ritenstreit, „einer der erbittertesten und am längsten währenden Konflikte in der gesamten Kirchengeschichte“.



Kaiser Kangxi (1662-1722)
Quelle: Ebd., S. 86

In die Diskussion waren schließlich nicht nur Rom, Theologen und Missionare verwickelt, sondern auch der chinesische Kaiser und europäische und chinesische Gelehrte. Kangxi warnte: „Unsere Regierung beruht ganz auf der Lehre des Konfuzius. Wenn die christliche Religion nicht völlig mit dieser

Lehre im Einklang stehen kann, dann können die Europäer nicht in China bleiben.“ Es nützte nichts, der Papst entschied gegen die Riten und Kangxi kam zu der Überzeugung, daß das Christentum in China überflüssig sei.

Nach dessen Tod im Jahre 1722 kamen zwei Kaiser an die Macht, die sich beide von der christlichen Religion distanzieren. Missionare wurden ausgewiesen, das Christentum verboten, Kirchen konfisziert. Bis zum Ende des 18. Jahrhunderts hatten jedoch die Hofmissionare als ausländische Experten immer noch einen festen Platz am Kaiserhof. Sie übersetzten die chinesischen Klassiker und vermittelten ihr Wissen über chinesische Medizin, Geschichte, Pflanzen etc. dem Westen.

Im 19. Jahrhundert wandelte sich das Chinabild in Europa. Industrialisierung und Militarisierung trugen zu einem Überlegenheitsgefühl bei, das schließlich zur gewaltsamen Öffnung chinesischer Territorien führte. Die Bewunderung wich der Verachtung. Das Zeitfenster für einen wirklichen Austausch hatte sich geschlossen.

Von Collani stellt diese wechselvolle Geschichte auf gerade einmal 195 Seiten anhand unzähliger Dokumente dar. Es wimmelt nur so von Namen, lateinischen Buchtiteln, Jahreszahlen und Ereignissen. Dabei kommt es des öfteren zu Wiederholungen, gelegentlich springt die Autorin auch Verwirrung stiftend zwischen den verschiedenen Perioden hin und her. Trotzdem gelingt ihr ein faszinierender Blick auf eine Zeit, die auf ihre Art auch schon global war und von der unsereins viel zu wenig weiß.

**Buch, Hans Christoph: Nolde und ich. Ein Südsee-
traum.** Berlin: Kometen der Anderen Biblio-
thek, Oktober 2013, 124 S., ISBN 978-3-8477-
3003-3. – € 18,00.

Der befremdliche Titel besagt, daß zwei Reisen in die Südsee, jede für sich, dargestellt werden. Der Reise des Malers Emil Nolde (1867-1956), die vor dem Ersten Weltkrieg stattfand, stellt der Autor die Tagebuchskizzen einer Reise gegenüber, die ihn 2012 in das ehemalige deutsche Schutzgebiet Papua-Neuguinea führte. Damals, vor hundert Jahren, hatte sich eine medizinisch-demographische Expedition unter Leitung des Göttinger Augenarztes Prof. Ludwig Leber die Aufgabe gestellt, eine Seuche zu untersuchen, die nur die Eingeborenen befiel. Sie wurde vom Reichskolonialamt finanziert. Emil Nolde, später einer der bedeutendsten Künstler des deutschen Expressionismus, sollte die Reise als Zeichner begleiten, eingeladen von dem Berliner Großindustriellen Eduard von Arnhold. Gertrud Arnthal, dessen Nichte und angehende Medizinerin, schloß sich als Krankenschwester an. Auch Noldes Frau Ada geb. Vilstrup fehlte nicht, ihre dänische Staatsbürgerschaft sollte sich noch als nützlich erweisen. Als fünftes Expeditionsmitglied stieß der Tropenmediziner Dr. Ludwig Külz am Ziel dazu.

Die Reiseroute überrascht. Die Gruppe fuhr in Berlin am 2. Oktober 1913 Richtung Moskau los, reiste dann mit der Transsibirienbahn weiter bis Harbin, wo ein komfortabler japanischer Zug sie erwartete. Weiter über Mukden, Seoul nach Tokyo, dann zurück aufs Festland nach Peking, das sie ausführlich besichtigten. Weiter per Bahn nach Hankau und den Yangtse abwärts bis Shanghai, wo die Reisenden sich auf dem Passagierdampfer „Prinz Eitel Friedrich“ des Norddeutschen Lloyd einschiffen. In Hongkong lud sie „ein märchenhaft reicher Tycoon, Geschäftspartner der Firma Arnhold, Karberg & Co.“¹ zu sich ein. Der Postdampfer „Prinz Waldemar“ brachte sie schließlich über Manila und an zahllosen Inseln entlang bis Rabaul, dem Haupthafen des Bismarck-Archipels, wo Külz sie am 13. Dezember erwartete.

Unterwegs skizzierte und malte Nolde unentwegt, fasziniert von den fremdartigen Eindrücken: „Den ‚Sessel des Besessenen‘ nannte er den Feldstuhl, vor dem er seine Staffelei aufschlug, zeichnend, malend und aquarellierend, bis Bleistift, Pinsel o-

¹ Die deutsche Firma wurde 1866 auf der Insel Shameen in Kanton von Jacob Arnhold und Peter Karberg gegründet. Vor dem Ersten Weltkrieg hatte sie in China Filialen in Mukden, Peking, Tientsin, Hankau und Shanghai – vielleicht eine Erklärung für die gewählte Reiseroute. Der Berliner Industrielle von Arnhold wird zu der Gründerfamilie gehört haben.

der Ölkreide ihm aus der Hand fielen, ausgelaut vom Schaffensprozeß.“ Für Nolde wurde die Expedition zum Schlüsselerlebnis. Die Begegnungen mit den „Urmenschen“, den Papuas, und die unberührte Natur beeindruckten ihn zutiefst und ließen so den ausdrucksstarken und farbkräftigen Malstil entstehen, der ihn prägte.

Auf der Rückreise erfuhren die Passagiere in Suez vom Ausbruch des Ersten Weltkriegs. Dank der Dänin Ada Nolde konnte eine Kiste mit Ölgemälden und Skulpturen vor dem Zugriff des britischen Zolls bewahrt werden. Der Verlust der deutschen Kolonien hatte für Nolde persönlich paradoxerweise auch etwas Gutes: das Reichskolonialamt kaufte später zur Erinnerung an Papua-Neuguinea seine Zeichnungen und Aquarelle auf.

Renate Jährling

Chen Danyan: Der Shanghaier Bund. Aufstieg, Fall und Wiedergeburt. Berlin: Horlemann-Verlag 2014, 368 S., ISBN 978-3-89502-362-0. – 29,90 €.

Eine Chinesin betritt mit ihrer Tochter das Chartered Bank Building am Bund, wandert mit ihr durch das prachtvoll renovierte und 2004 wiedereröffnete Gebäude, findet das Büro, in dem ihr Vater in den 50er Jahren als Geschäftsführer einer chinesisch-polnischen Reederei residiert hat, und gesellt sich zur Feier des 160jährigen Bestehens von Hapag Lloyd und der 20jährigen Städtepartnerschaft mit Hamburg. Ein spannender, vielschichtiger Auftakt: Mit Erinnerungen, Geschichten, Beobachtungen, Erlebnissen geraten Vergangenheit und Gegenwart des Hauses und der Prachtstraße aus Kolonialzeiten, an der es liegt, ins Blickfeld. Ein persönlicher, autobiographisch inspirierter Blick von Chen Danyan, der 1958 in Shanghai geborenen Schriftstellerin. Ausgehend von Details wird das große Ganze betrachtet: Kolonialgeschichte, Geschichte unter dem Kommunismus, die kapitalistische Moderne. Assoziativ, alogisch arrangiert die Autorin ihr Material auch in den darauf folgenden fünf Kapiteln des Buches. Nicht zufällig beginnt sie ihre Darstellung mit dem Hinweis auf das Jahr 1953, als der letzte Dampfer vom Bund nach Australien abfuhr und der Schiffsverkehr mit dem Ausland für Jahrzehnte eingestellt wurde. Das Ende des kosmopolitischen Shanghais, das Ende von Lebensgefühl und Lebensstil in der Konzession prägte das Erleben der Shanghaier ihrer Generation, es wird „karmische Furcht“. Nicht zufällig marschierten für sie „alle Armeen, die Shanghai besetzten, die japanische Armee, die der chinesischen Nationalisten, der Kuomintang, und die der Kommunisten ... in Reih und Glied auf der Uferstraße am Huangpu vorbei, als gehöre es unabdingbar zur Unterwerfung der

Stadt dazu.“ Aber „der Kranich breitet seine Flügel wieder aus“: Schon in den 60er Jahren gehen die Städter zum Bund für ihre Taiqi-Übungen. Liebespaare treffen sich heimlich im Huangpu-Park, traurige Romanzen oft, zerstört von Beamten der Öffentlichen Arbeitersicherheit. Die Promenade ist vollgestellt mit Nachrichtentafeln zur Erziehung des Volkes. Das Glockenspiel mit der englischen Melodie des Big Ben 1966 ersetzt durch „Der Osten ist rot“. 1972 erstmals nicht die Altbauten an Festtagen beleuchtet, angeblich um Kosten für die Revolution zu sparen. Schließlich die „Wiedergeburt“ der Straße und der Stadt: Seit Anfang der 90er Jahre erleben die Shanghaier den Bund nicht mehr nur an Feiertagen, sondern an Wochenenden und bald täglich illuminiert. Für alle wie ein Wunder. Wie auch die Renovierung der verkommenen Gebäude mit Hilfe der Shanghai Development Bank, die Eröffnung des ersten internationalen Restaurants „M on the Bund“, die Renovierung des Peace Hotels. Der Einzug von Armani und westlichem Lifestyle. Die plötzliche Nachrichtenflut über die Kolonialzeit in den Zeitungen.

Überzeugend: die vielen kleinen Geschichtchen, in denen Chen Danyan ihre Geschichte der Prachtstraße am Huangpu erzählt. Überzeugend auch die Methode, sich der „Denkmäler“ zu erinnern, die im Wandel der Zeiten aufgestellt, zerstört, neugestaltet wurden. Denkmäler nicht nur realer Art, sondern auch sozialer: Compradores, Sing Song Girls oder der berühmte Victor Sassoon. Dazu ein geistiges Erbe: das Pidgin English, das die Kommunikation zwischen Chinesen und Ausländern ermöglichte und das sich wiederzubeleben lohnte.

Doch: das Buch ist für den an Stringenz und logische Folge und Analyse gewöhnten europäischen Rezipienten nicht leicht zu lesen. Persönliche Erinnerungen, Berichte, historische Ausführungen scheinen beliebig gemischt. Die vielen Wiederholungen und scheinbar überflüssige Impressionen und Assoziationen ermüden. Dazu der zwischen bildmächtiger, symbolischer, sachlicher Sprache wechselnde Stil. Viele Fragen an die Geschichte bleiben ungeklärt. Eine Haltung zur Gegenwart auch. Der hervorragenden Übersetzung von Martina Hasse hätte ich mir ein besseres Lektorat gewünscht. Bedauerlich dazu, daß nur ganz wenige Fotos, die dem chinesischen Original beigelegt sind, in der deutschen Ausgabe veröffentlicht wurden.

Für alle aber, die etwas über die Geschichte des Shanghaier Bunds nicht aus westlicher, sondern aus der einer Shanghaierin erfahren wollen, ein Muß. Es veranschaulicht die chinesische Perspektive, die wir so gerne in unserer westlichen Arroganz übersehen. Der Witz der Geschichte: die koloniale Erbschaft, die der Kommunismus ver-

drängte, prägt das Selbstbewußtsein der Städter. „Ihr Shanghaier seid die Arroganten, alle Chinesen Chinas mögen Eure Art, mit anderen umzuspringen, nicht“, erklärt ein Bekannter der Dame bei ihrem Besuch der Chartered Bank.

Hilke Veth

Kräuter, Uwe: So ist die Revolution, mein Freund. Wie ich vom deutschen Maoisten zum Liebling der Chinesen wurde. Freiburg: Verlag Herder 2012, 320 S., ISBN 978-3-451-30583-2. – € 19,99.

Gefängnis in Deutschland oder ein neues Leben in China? Der 28jährige Student Uwe Kräuter greift zu, als er 1974 das Angebot erhält, im Verlag für fremdsprachige Literatur in Peking zu arbeiten. Damit entzieht er sich der deutschen Justiz, die ihn wegen Teilnahme an einer gewalttätigen Demonstration in einem fragwürdigen Prozeß zu einer achtmonatigen Haftstrafe verurteilt hatte. Vor allem aber will der junge Maoist „eine Welt finden, die anders war und vielleicht besser.“ Er schließt einen zweijährigen Arbeitsvertrag ab.



*Uwe Kräuter und Shen Danping, frisch vermählt, Peking 1984
Ebd., S. 210*

Knapp dreißig Jahre später, als die SARS-Epidemie Peking für Wochen lahmlegt, kramt der mittlerweile 57jährige Filmproduzent, Autor und Kulturvermittler seine Aufzeichnungen, Briefe, Notizbücher und Fotos heraus und entschließt sich, sein Leben in China aufzuzeichnen. „Dabei bemühte ich mich, die Dinge gerade nicht aus heutiger Sicht, sondern auf der Basis meines persönlichen Bewußtseins und der Empfindungen eben während der jeweiligen Etappen, Ereignisse, Stationen nachzuzeichnen.“

Kräuter gerät in den 70er Jahren in die Endphase der Kulturrevolution und erlebt hautnah die Wirren und Machtkämpfe nach dem Tod Mao Zedongs und den Aufstieg des Pragmatikers Deng Xiaoping mit. Diese seine ersten zehn Jahre in China nehmen fast zwei Drittel des Buches ein. Ausführ-

lich schildert der Autor die allgemeine Verunsicherung, die Diskussionen in der Öffentlichkeit und in privaten Kreisen. Er freundet sich mit Künstlern und Intellektuellen an, die nach den Jahren der Verbannung zurückkehren, und es gelingt ihm, das erste sehr erfolgreiche Gastspiel des chinesischen Theaterstücks „Das Teehaus“ in Deutschland zu organisieren. Doch auch er gerät zwischen die Fronten. Plötzlich gibt es Probleme mit der Verlängerung seines Arbeitsvertrages, Kollegen meiden ihn, Intrigen werden gesponnen, deren Hintergründe für ihn undurchschaubar bleiben.

Besonders heftig wird der Gegenwind, als er und die junge, beliebte Schauspielerin Shen Danping sich ineinander verlieben und heiraten wollen. Nicht nur ihre Eltern sind dagegen, auch die jeweiligen Arbeitseinheiten intervenieren. Der Fall wird geradezu zu einer nationalen Angelegenheit. Shen Danping wird beschimpft, sie riskiert ihre Karriere, ihm droht die Ausweisung. Doch es gibt auch treue Freunde, uneigennützig Hilfe und Unterstützung bis in hohe Regierungskreise. Schließlich dürfen sie heiraten und bekommen eine 38 m² große Wohnung zugewiesen, die sie mit ihrer neugeborenen Tochter beziehen. „Es war ein wunderbares Gefühl, endlich als Ausländer integriert zu sein.“ Ein neues Leben beginnt, die Freunde kommen öfter, man kocht, isst, diskutiert. „Wir sprachen über Filme und Bücher, Musiker und Schriftsteller, die Veränderungen der Gesellschaft, über die Selbstzweifel nach der Kulturrevolution, wobei der Kapitalismus zwar kein Thema war, aber auch der Sozialismus belächelt wurde.“

Es ist die besondere Situation Uwe Kräuters, die das Buch so lesenswert macht, sein „Leben in der Grenzüberschreitung“, einerseits als Ausländer, andererseits vielfach integriert durch Familie, Freunde und berufliche Kontakte. Hochinteressant ist zum Beispiel sein differenzierender Blick auf die Ereignisse von 1989, in deren Folge die studentische Demokratiebewegung auf dem Platz des Himmlischen Friedens niedergeschlagen wird.

Leider läßt dieser scharfe Blick zuletzt, wenn es um die Entwicklung des chinesischen Kapitalismus der letzten zwanzig Jahre geht, stellenweise nach. Er bewundert die rasante Entwicklung, genießt die materielle und kulturelle Vielfalt und freut sich vor allem über das neue Selbstbewußtsein Chinas und die damit einhergehende „Entmystifizierung des Westens“. Uwe Kräuter ist mittlerweile angekom-

men. Seine Firma floriert, er lebt in einer großen Wohnung, ist glücklich verheiratet, hat zwei wohlgeratene Töchter und wird mit seiner Frau zu Talkshows eingeladen, wo ihm hohe Einschaltquoten und die Sympathie der Zuschauer sicher sind. Vielleicht trübt die eigene Erfolgsgeschichte den Blick auf die Schattenseiten des neuen Gesellschaftsmodells, das ja auch in China kontrovers diskutiert wird.

Abgesehen davon bietet dieses Buch jedoch über weite Strecken einen sehr persönlichen, ungewohnt vielschichtigen Einblick und ist jenen zu empfehlen, die sich für die jüngste Geschichte Chinas interessieren.

Martina Bölek

Schiffler, Marion: Ich war das Jadekind. Meine Kindheit in China bis 1938. Bozen, Edition Raetia 2012, 254 S., vier umfangreiche Fototeile, ISBN 978-88-7283-432-9. – € 15,90.

Marion Schiffler stellt hier die ersten Jahre ihrer Kindheit von 1924 bis 1938 dar. Dem Leser bringt die Rückschau viel Unbekanntes über China, deren Menschen, Kultur und Glauben nahe. Ihr Vater, Rudolf Schiffler, war für die deutsche Firma I.G. Farben (BASF) in den Handelsstädten Kanton, Hongkong und zunächst, von 1913 bis 1919, noch als Junggeselle in Shanghai, seiner ersten Station in China, tätig. Die oft mehrwöchigen Reisen führten ihn auch ins Innere des großen Landes, was unter den damaligen Verhältnissen viel Energie und Kraft erforderte. Wenn er von seinen Erlebnissen und Erfahrungen erzählte, stieß das bei seiner



Komprador Wong (Bildmitte neben Emmy Schiffler) mit Familie zu Besuch Mitte der 1930er-Jahre. Kinder von links: Horst Eschenlohr, Helga und Dieter Franz, Marion Schiffler, Nina Harris.

Ebd., S. 102

Tochter immer auf großes Interesse. Das weltoffene Elternhaus traf sich mit internationalen Gästen, pflegte aber auch Kontakt mit den Familien der Kompradoren, was bei den meisten Europäern nicht üblich war. Man beschränkte sich dort auf das rein Geschäftliche.

Die Andersartigkeit des Chinesen, sie zu respektieren und zu verstehen, wird für Marion S. bald zur Selbstverständlichkeit. Sie fühlt sich wohl und entwickelt eine tiefe Zuneigung zu deren ihr nicht mehr fremden Mentalität. Eine besondere Beziehung besteht über Jahre zur Amah Nü An. Beide durchwandern die Straßen und Gassen des dichtbevölkerten, rein chinesischen Viertels von Kanton. Dort läßt sich der Alltag des einfachen Volkes in seiner ganzen Vielfalt erleben. Da gibt es die Händler, laut schreiend ihre Ware feilbietend, die intensiven Gerüche der auf kleinen Holzkohleöfen angebotenen Speisen, den Singsang der schwerbeladenen Lastenträger, Obst- und Gemüseangebote in leuchtenden Farben. Dazwischen Rikshakulis mit ihrer Menschenfracht, sich ebenfalls lauthals den Weg bahndend. Vereinzelt ein Briefeschreiber auf kleinster Fläche als Helfer für Schreibunkundige. Marion S. liebt diese Atmosphäre, kehrt danach aber auch gern in das schöne, gepflegte Elternhaus zurück.

In rund vierzig Kapiteln werden auch die Aufgaben der zahlreichen Dienerschaft erläutert oder soziale Mißstände erwähnt. Außer einem Heer von Bettlern und von Krankheiten gezeichneten Menschen in primitiven Behausungen gibt es hier die Villen der privilegierten Einheimischen und die im Kolonialstil erbauten Häuser der „weißen Teufel“. Im Land des Umbruchs fehlt es noch an vielem. Ausführlich geschildert wird das trotzdem pompös gefeierte Neujahrsfest mit seinen Bräuchen und Ritualen sowie dem über Tage anhaltenden hohem Lärmpegel.

Die Lehren des großen Konfuzius sind prägend für die chinesische Lebensphilosophie. Im Kapitel „Chinesische Tugenden“ wird darauf eingegangen. Vielleicht neigt die Autorin dazu, hier und da das Gastland zu idealisieren. Verständlich, zumal da sie dort dreizehn glückliche Kinderjahre verbringen durfte.

Den weiteren Werdegang von Marion Schiffler nach der Übersiedelung nach Deutschland und bei Ausbruch des japanisch-chinesischen Kriegs und bald darauf des Zweiten Weltkriegs stellt der Sinologe Thoralf Klein in seinem Nachwort dar. Die Endnoten ergänzen und bereichern die autobiographischen Kapitel ebenso wie die etwa hundert beschrifteten Bilder aus dem Fotobestand der Autorin. Sie geben Einblicke in das Leben Rudolf Schifflers in Shanghai und seiner Familie später in Kanton sowie in das damalige Alltagsleben in China.

Gisela Kallina²

² Gisela Kallina geb. Riedler lebte zur selben Zeit in Kanton. Die Mädchen begegneten einander gelegentlich bei Einladungen und im Deutschen Gartenclub.

Kurze Informationen zu diesen kürzlich erschienen Büchern:

Baier, Martin: Tränen im Dschungel – Wiedersehen auf Trümmern. Kindergärtnerin der Deutschen in Tokyo. Nürnberg: VTR (Verlag für Theologie und Religionswissenschaft) 2014, 144 S., Abbildungsteil, ISBN 978-3-95776-020-3. – € 14,80.

Augenzeugenberichte aus dunkler Zeit (1940-1947) aus Niederländisch-Indien, Britisch-Indien und Japan, anhand der Tagebücher von Georg Maier sowie von Luise und Georg Martin Baier.

Während des Heimaturlaubs seiner Eltern, des Missionars Johann Georg Baier und seiner Frau Luise geb. Junginger, wurde Martin Baier 1934 in Stuttgart geboren. Seit er zwei Jahre alt war, wechselten seine Eltern mit ihm zu verschiedenen Missionsstationen auf Borneo, damals niederländisch-indisch, wo sie jeweils eingesetzt wurden.

1940 wurde der Vater interniert. Luise Baier und weitere Missionarsfrauen und deren Kinder wurden in dem südbornesischen Dorf Mandomai in eine Art Hausarrest zusammengezogen. 1942 wurde der Vater mit Hunderten anderer deutscher Männer nach Britisch-Indien gebracht und 1946 schließlich in das zerstörte Deutschland transportiert.

Die Frauen und die Kinder sollten 1941 via Japan und Rußland nach Deutschland reisen, blieben aber in Japan „hängen“, weil inzwischen der Rußlandfeldzug begonnen hatte. Dort besuchte Martin die Deutsche Schule in Omori [*Stadtteil von Tokyo*] und später die in Karuizawa bis zur 2. Oberschulklasse. Seine Mutter leitete den deutschen Kindergarten in Tokyo. Anfang 1947 durften sie mit den anderen Missionarsfrauen der Basler Mission und ihren Kindern über die USA nach Europa heimkehren.

Weyrauch, Thomas: Chinas demokratische Traditionen vom 19. Jahrhundert bis in Taiwans Gegenwart. Giessen: Longtai Verlag 2014, 611 S. mit zahlreichen Tabellen, Grafiken, Fotos; ISBN 978-3-938946-24-4. – € 34,80.

Mit dieser Arbeit tritt der Verfasser der Auffassung entgegen, Chinas geschichtlich-politischer Entwicklung mangle es an demokratischen Wurzeln. Bereits im ausgehenden Kaiserreich, nämlich im Jahr 1907, wurden die ersten Wahlen abgehalten. Mit der Gründung der Republik China entstand zunächst ein demokratischer Staat. Der wurde jedoch Opfer rivalisierender Machthaber, der Ausbreitung der kommunistischen Ideologie und schließlich auch der japanischen Invasion.

Vermischtes

Leserbriefe

Ihr Engagement für die sichere Bewahrung historischer Dokumente vom Leben von Deutschen in Ostasien werde ich und mit mir auch viele „Sarangang-Freunde“ stets mit großem Respekt und Anerkennung in guter Erinnerung behalten. Besten Dank auch für den gelegentlichen Gedankenaustausch und die regelmäßige Zusendung der StuDeO-INFOs. – In der Ausgabe Dezember 2013, hat der Bericht von G. Hake „Meine Kindheit auf Sumatra“ bei einigen Saranganern allerdings Fragen aufgeworfen. In einer Fußnote auf S. 16 wird gesagt: „Höhere Schulen ... gab es nur vereinzelt. ... Die erste deutsche Schule ... Kaban Djahe ... blieb die einzige ...“. Diese Aussage ist nach unserer Kenntnis unzutreffend.

Günter Bühler

Im Dezember-Heft finde ich die Beiträge von Pfarrer Dr. Karl-Heinz Schell und Pfarrer Gerold Heinke [S. 24-29] sehr aufschlußreich. Ich bin erstaunt, daß es jetzt in China so viele Christen gibt! Das sind echte Leistungen unserer Pfarrer! Auch den Artikel von Jürgen Lehmann über Rudolph Sommer finde ich sehr interessant [S. 17-20]. Ich glaube, daß wir ihn auch als Lehrer an der

Meine Frau und ich konnten im vergangenen Herbst in China eine schöne Rundreise unternehmen. Unsere „Kindersprache“ Hakka (Guangdong/Kanton Provinz) half uns dabei immer wieder weiter. Ein Beispiel: Wir wollten Tee bestellen, nachdem wir die Chinesische Mauer besucht hatten. Wir versuchten es auf Englisch, aber der gute Mann verstand nicht, was wir wollten. So probierten wir es mit Hakka. Aber auch das verstand er nicht. Mandarin konnten wir aber nicht! Eine ka-

Das neue StuDeO-Heft habe ich, wie immer, sofort gelesen. Dieses Mal interessierte mich besonders der Aufsatz über den August 1937 in Shanghai [S. 21-23], von dem ich noch nichts wußte: In den Staatsbibliotheken Hamburg und Berlin fehlen die Nr. 1 des 12. Jahrgangs vom „Bühnenspiegel“. Hinzufügen kann ich aber, wer sich hinter dem Pseudonym Balduin verbirgt: Es handelt sich um Hellmuth Vollrath, so steht es im „Bühnenspiegel“, 2. Jahrgang, 1927/28, Nr. 5.

StuDeO bedauert den Fehler und bittet um Nachsicht. Er unterließ, weil nur solche deutsche Schulen berücksichtigt wurden, die in Friedenszeiten, also vor dem Zweiten Weltkrieg, in Niederländisch-Indien gegründet worden waren. Die Schule in Sarangan/Ostjava wurde in der Tat erst im April 1943, während der japanischen Besetzung, gegründet. Sie bestand mehr als sechs Jahre, bis Dezember 1948; siehe StuDeO-INFO Dezember 2011, S. 30f. Daneben wurde während des Krieges auch in den für deutsche Frauen und Kinder eingerichteten „Schutzlagern“ Schulunterricht erteilt, auf Java, aber auch auf Sumatra, z.B. in Padang, sogar noch während der „Abschiebehafte“ auf Orust 1946/1947, wovon Helmut Hausknost berichtet (S. 22-28).

KWS Shanghai hatten. Es gab eine Lehrerin, die Frau Sommer hieß. Da bin ich mir sicher. Wie immer entsteht beim Lesen der Gedanke, wie schön es ist, daß man sich noch an so vieles erinnern kann. Bei mir hat die sogenannte Kulturrevolution leider vieles ausradiert.

Anne-Marie Chow

nadische Dame, die ebenfalls die Mauer aufgesucht hatte, hörte uns Hakka sprechen. Sie war sehr überrascht, Hakka zu hören, und fragte uns, woher wir Hakka kannten. Sie erzählte uns dann, daß sie aus Guangdong stamme und uns deshalb gut verstanden habe. Sie half uns dann bei der Bestellung. Es stellte sich sogar heraus, daß sie aus Meih sien stammte, aus jenem Ort, in dem wir in den 40er Jahren aufgewachsen waren.

Gerhard Lutz

Der Deutsche Theater-Verein ist eine Art Sonderforschungsbereich für mich geworden, weit über die Beteiligung meines Großonkels Hermann W. Breuer (Shanghai 1906-1952, Vorsitzender des DTV 1925-1927) hinaus. Für eine Literaturwissenschaftlerin mit Schwerpunkt Theaterwissenschaft ist das ja auch naheliegend.

Christine Maiwald

Im Namen aller „asiatischen Deutschen, Österreicher und Schweizer“ meinen besten Dank und tiefe Bewunderung für den großen Einsatz nicht nur für die Herausgabe des StuDeO-Magazins, sondern auch für den Zusammenhalt aller in Asien lebenden und gelebt habenden Deutschen. Vielen herzlichen Dank!

Seit dem Tod meiner Frau [Uta Schreck (1925-2007), Tochter der Malerin Emma Bormann, siehe Titelgeschichte des StuDeO-INFO Dezember 2005, S. 7-12] ist der Kontakt mit Ihnen leider etwas lockerer geworden. Wie Ihnen sicher bekannt, bin ich in Japan geboren (1925), war auf der deutschen

Grundschule in Omori, anschließend auf der deutschen Kaiser-Wilhelm-Schule in Shanghai! Leider wurden mir beim Einschiffen auf die „General Gordon“ im Zuge der Repatriierung in Shanghai im Oktober 1949 vom chinesischen Wachtdienst alle Fotos, Tagebücher der Kriegszeit in der Mandschurei und Aufzeichnungen von südostasiatischen Kriegserlebnissen etc. weggenommen, so daß ich meine Erinnerungen nicht mit Fotos etc. belegen kann. Um so mehr bewundere ich die Berichte vieler Deutscher, die mit Fotos oder Zeichnungen ihre Erinnerungen ergänzen können.

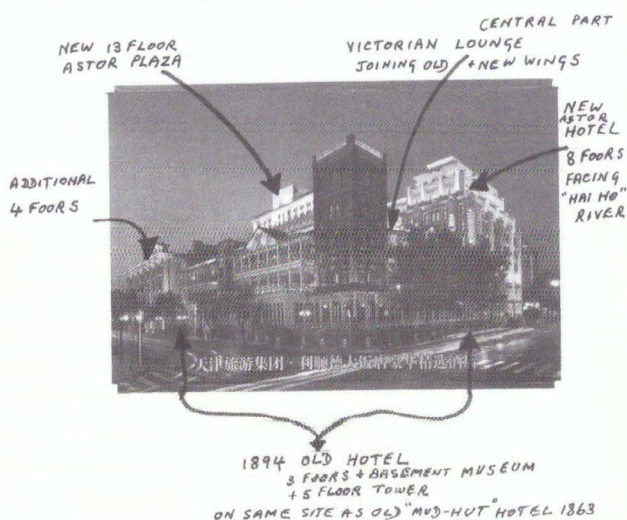
Gerhard Schreck

Allerlei

The Astor Hotel, Tianjin, feierte am 19. Juli 2013 sein 150. Jubiläum. Das Hotel gibt 1863 als das Gründungsjahr an, das jedoch für das „mudhut“-Hotel [Lehmbaracke] gilt, das einst dort stand (siehe Skizze). Georg Ritter (1848-1929; siehe StuDeO-INFO April 2009, S. 10-12) gründete das erste Astor-Hotel 1884 und baute es 1894 von Grund auf neu. Seitdem wurde das Astor mehrmals erweitert, wie die Skizze zeigt.

Zu seinen Nachkommen gehören die aus Tientsin/Tianjin bekannten Familien Schell, Faust und Haesloop. Zu der Jubiläumsfeier wurden Nachkommen der Ritter-Enkelin Liselotte (Lilo) Faust, die Johann Haesloop heiratete, nach Tianjin eingeladen, nämlich Heinz Lüder Haesloop mit Tochter Margo und sein Bruder Rolf mit Ehefrau Roslyn und den Kindern Kari und Robert. Sie machten dabei zahlreiche Fotos, die wie auch andere Unterlagen

zur Familiengeschichte ins StuDeO-Archiv übernommen wurden (*2534), siehe Farbfoto S. 47.



Das Berliner Grab von John Rabe restauriert. Am 11. Dezember 2013 wurde auf Rabes Grab im Kaiser-Wilhelm-Gedächtnis-Friedhof in Berlin-Charlottenburg, Fürstenbrunner Weg 69, ein in China neu geschaffenes Monument aufgestellt und im Beisein des chinesischen Botschafters Shi Mingde, des Vize-Bürgermeisters Nanjings Hu Wanjin, von Vertretern des Auswärtigen Amtes und Rabes Enkel Thomas Rabe eingeweiht. Der alte Grabstein von John Rabe (1882-1950) und seiner Frau Dora (1884-1965) war 1997 mit dem Einverständnis ihrer Enkelin Ursula Reinhardt (1931-2013) nach Nanjing überführt worden, wo er im Massaker-Museum besichtigt werden kann.

Diese Nachricht wurde von Herrn Yuchan Jiang übermittelt, der seit vielen Jahren Thomas Rabe, den Gründer des John Rabe Kommunikationszentrum e.V. in Heidelberg (www.john rabe.de), un-

terstützt und StuDeO mit aktuellen Informationen versorgt. Zuletzt schrieb Jiang am 27. April: „Heute hat die Königin von Dänemark Nanking besucht, um die Überlebenden der Zementfabrik zu treffen.“

Der Däne Bernhard Sindberg und der Deutsche Dr. Carl Günther (1903-1987, Ehemann bzw. Onkel der StuDeO-Mitglieder Edith Günther bzw. ***

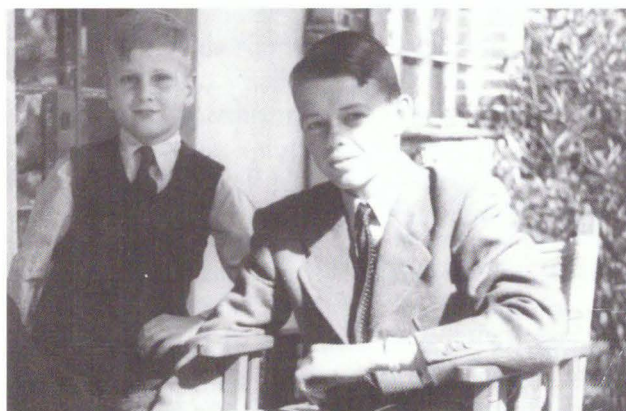
die während des „Nanking-Massakers“ 1937/1938 die Zementfabrik Hsi Sha Shan bei Nanking gemeinsam leiteten, retteten damals Tausenden chinesischer Zivilisten das Leben, indem sie sie in das umzäunte Fabrikgelände aufnahmen und versorgten. Siehe Bericht „Ohne Ihren Onkel gäbe es mich und meine Familie nicht!“, StuDeO-INFO Mai 2003, S. 9f., und die von Erwin Wickert herausgegebenen Rabe-Tagebücher „John Rabe. Der gute Mensch von Nanking“ (1997).

George Eder meldet sich aus Shanghai. Als Sohn von Frank Eder und Chu-mai Wang 1936 geboren, verbrachte er des frühen Todes seines Vaters im Jahre 1945 wegen sein ganzes Leben in Shanghai. Dennoch hat er seine deutschen Sprachkenntnisse erstaunlich gut bewahrt. Sein Vater besaß Ende der 1930 Jahre "Frank's Bar" in der Bubbling Well Road 1206 (schräg gegenüber dem „Café Federal“). Die Familie wohnte später in der Tunsin Road 150, sie waren somit Nachbarn von Peter Cortum (1928-2013), Tunsin Road 93a.



Vater und Sohn Eder mit Amah vor "Frank's Bar", 1938

George Eder betreibt intensiv Familienforschung und sucht Kontakte zu ehemaligen Nachbarn und Mitsülern an der KWS, die er von 1942 bis 1945 besuchte. Er erinnert sich gut an Peter Cortum und dessen kleinen Pflegebruder Fried. Recherchen ergaben, daß sich hinter „Fried“ das heutige StuDeO-Mitglied Johann Gottfried Thieme (geb. 1934) verbirgt, der 1941 mit seiner Mutter und seiner kleinen Schwester Ardie aus Niederländisch-Indien eintraf und bei Familie Cortum unterkam, während Mutter und Schwester von der Familie Siemssen aufgenommen wurden.



Fried Thieme und Peter Cortum, Shanghai um 1942

Forschungsgemeinschaft China-Philatelie (FCP). Walter Haveman, der 1. Vorsitzende dieser Arbeitsgemeinschaft, die dem Bund Deutscher Philatelisten e.V. angehört, wurde StuDeO-Mitglied.



Shanghai: Im Hintergrund das ehemalige Hauptpostamt (heute Postmuseum) am Soochow Creek

Die FCP (Homepage: www.forge-china.de) gibt unter dem Namen „China-Philatelie“ eine hervorragende Zeitschrift mit gut recherchierten und bild-

lich ansprechend ergänzten „Berichten, Meinungen, Analysen für alle China-Sammler“ heraus (siehe Farbfoto S. 47).

Die dem StuDeO vorliegende Ausgabe 155/2013 behandelt z.B. unter anderem folgende Themen: Die neue Michel-Systematik der großen Drachen von Shanghai (bezogen auf die „Große Drachen“-Ausgabe von 1865/1866); Der Hauptpostbezirk Shanghai („Nach 1890 wurde das ganze Postgebiet Chinas in 35 Hauptpostbezirke eingeteilt, und in jedem Bezirk befand sich ein Hauptpostamt. Nach der Trennung der Post von der Seezollverwaltung im Jahre 1911 wurde eine Umorganisation vorgenommen...“); Der Russische Briefmarken-Verein in Shanghai (zwischen 1935 und 1950); „Mutter und Kind“-Stempel (vor allem von Shanghai und Canton sind diese bekannt); Luftpost zwischen Deutschland und der Republik China, Hongkong und Macao bis 1945.

Ebd., S. 20

Chorensemble aus Osaka gastierte in Lüneburg. Der Chor der Shimizudani High School und das Ensemble „La Luca“ traten am 27. März im historischen Glockenhaus Lüneburg gemeinsam auf, eingeladen von der Deutsch-Japanischen Gesellschaft zu Lüneburg e.V. (www.djg-lueneburg.de). Die etwa vierzig sympathischen jungen Sängerinnen und Sänger trugen unter der meisterhaften Leitung von Frau Makiko Takuma klassische und neuere Werke sowie japanische Lieder vor, zum Teil mit Klavierbegleitung. Das Konzert, das ern-

ste und heitere Momente aufwies, fand großen Beifall und klang in allgemeiner Rührung aus. Davor gab Bürgermeister Eduard Kolle einen kleinen Empfang im mittelalterlichen Fürstensaal des Rathauses und führte durch dessen schönste Säle. Seit 1974 ist Lüneburg Partnerstadt von Naruto, Präfektur Tokushima, wo eine Gedenkstätte an das Kriegsgefangenenlager Bando und das „Deutsche Haus“ an die internierten Tsingtau-Kämpfer aus dem Ersten Weltkrieg erinnern.



Vereinsnachrichten

◆ Mitglieder

Herzlich begrüßen wir in unseren Reihen acht neue Mitglieder:

Lin/Linda Cui (Qingdao Hilinda Internationaler Kulturaustausch Co., Ltd.)

Helmut W. Hausknot (Java, Sumatra 1936-1947)

B. Walter Haveman (Forschungsgemeinschaft China-Philatelie)

Ruth Hidaka (Gemeindepädagogin EGDS Peking)

Gernot Hirsinger (Mutter: Peking, Tientsin, Tokyo/Yokohama 1914-1947)

Friederike und Dieter Mayr (Eltern: Sumatra und Java 1928-1938)

Peter F. Pelster (Dairen und Tientsin 1939-1947)

◆ Adressenänderung

Bitte geben Sie – per Adresse Renate Jährling – immer rasch bekannt, wenn sich Ihre Anschrift, Ihre Telefonnummer und/oder Ihre E-Mail-Adresse geändert haben.

◆ Neues vom Wolfgang Müller-Haus

In einer „konzertierten Aktion“ mit tüchtigen ehrenamtlich tätigen Helfern wurde der Garten gepflegt und verschönert: ein Baum gefällt (zu nah

am Haus), Sträucher und Bäume zurück- bzw. zu-rechtgeschnitten, das Beet auf der Terrasse mit einigen neuen Pflanzen versehen etc., etc. Am Schluß wurde ein großer randvoll mit grünem Abfall von mehr als einer Tonne Gewicht beladener Container abtransportiert. Zum Naschen gibt es nun im Sommer (hoffentlich) Johannisbeeren, und jedermann kann sich am Kräuterbeet bedienen.

Noch im Frühjahr soll ein neuer Küchenfußboden verlegt werden. Installateur Müller (seinerzeit noch von Pastor Müller konfirmiert) hat eine komfortable Duscharmatur montiert. Im Flur und im Archiv kann nun alternativ ein Schnurlos-Telefon angeschlossen werden, so daß man auch in anderen Räumen oder auf der Terrasse telefonieren kann.

Für eine bequeme Anmeldung bei der Kurverwaltung liegen die Erhebungsbögen im Haus aus und können so schon vorab ausgefüllt werden. (Bitte nicht versäumen, die Kurtaxe zu entrichten!)

Mit dem Ziel einer behutsamen Renovierung, die Charakter und Atmosphäre dieses einzigartigen Hauses bewahrt, stehen wir ständig im Dialog miteinander, aber auch mit Gästen. Derzeit beschäftigt uns vor allem, wie weiterer Raum für die wachsende Bibliothek erschlossen werden kann.

StuDeO „Ostasien-Runden“ Hamburg 2014

Sonnabend, 25. Oktober
um 12.00 Uhr im

Restaurant „Ni Hao“
Wandsbeker Zollstraße 25-29

Anmeldung jeweils bis spätestens
eine Woche vorher bei:

Gisela Meyer-Schmelzer

StuDeO-Runde Leonberg 2014

Samstag, 19. Juli
um 13.00 Uhr im

Restaurant „Golden Town“
Leonbergerstr. 97

Anmeldung bitte richten an:

Carl Friedrich

StuDeO-Runden München 2014

Samstag, 8. November
um 12 Uhr im

Restaurant „Mandarin“
Lederer Str. 21
nahe Marienplatz

Anmeldung bitte richten an:
Marianne Jährling

Renate Jährling

Machen Sie Urlaub im Wolfgang Müller – Haus

Das Wolfgang Müller-Haus des StuDeO, das Pfarrer Müller bis zu seinem Tod bewohnte, steht in der kleinen Gemeinde Kreuth inmitten herrlicher Berge. Eine Vielzahl von Wegen laden ringsum zum Wandern ein, und für Sportive bieten hohe Berge und steile Gipfel Anreize. In unmittelbarer Nähe, nur ein paar Autominuten entfernt, liegt der Tegernsee und hinter der nahen Grenze zu Österreich der Achensee. Andererseits bieten zahlreiche Gesellschaftsspiele im Haus sicherlich willkommene Möglichkeiten zur Muße.

Das eher kleine Haus war für zwei Personen konzipiert und besitzt zwei Einbettzimmer, ein großes Wohn/Eßzimmer, Küche mit Geschirrspülmaschine, Badezimmer mit Badewanne und Waschmaschine sowie eine Gästetoilette. Es ist vollständig eingerichtet mit allem – außer TV und Radio –, was man zum Leben braucht. Für weitere Gäste stehen Klappbetten und Matratzen bereit. Gäste, die mit dem Auto anreisen, werden gebeten, Bettwäsche mitzubringen. Mit der Bahn Anreisende können die vorhandene Wäsche benutzen. Handtücher etc. sind selbstverständlich vorhanden.

Die Anreise per Bahn erfolgt von München Hbf nach Ort Tegernsee; von da bis nach Kreuth (ca. 8 km) verkehren Bus oder Taxi. Die Bushaltestelle in Kreuth befindet sich an der Hauptstraße, von da bis zum Haus läuft man etwa 10 Minuten leicht bergauf.

Anweisungen für die Benutzung des Hauses sommers wie winters und was beim Verlassen zu beachten ist, liegen aus. Die Schlußreinigung übernehmen die abreisenden Gäste selbst, d.h. sie hinterlassen das Haus so, wie sie es vorgefunden haben.

Unkostenbeitrag pro Tag bei bis zu 4 Personen pauschal 25,00 € (für StuDeO-Mitglieder), sonst 30,00 €; ab 5 Personen pauschal 30,00 bzw. 35,00 €.

Für eine bequeme Anmeldung bei der Kurverwaltung liegen die Erhebungsbögen im Haus aus und können so schon vorab ausgefüllt werden. (Bitte nicht versäumen, die Kurtaxe zu entrichten!)

Anfragen und Anmeldungen richte man bitte an Dr. Ursula Fassnacht.



Blick vom Garten auf das Haus



Auf dem Weg nach Kreuth